

# chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



März 2011 – Nr. 5

Robert Bosch **Stiftung**

:: Die neuen Preisträger:

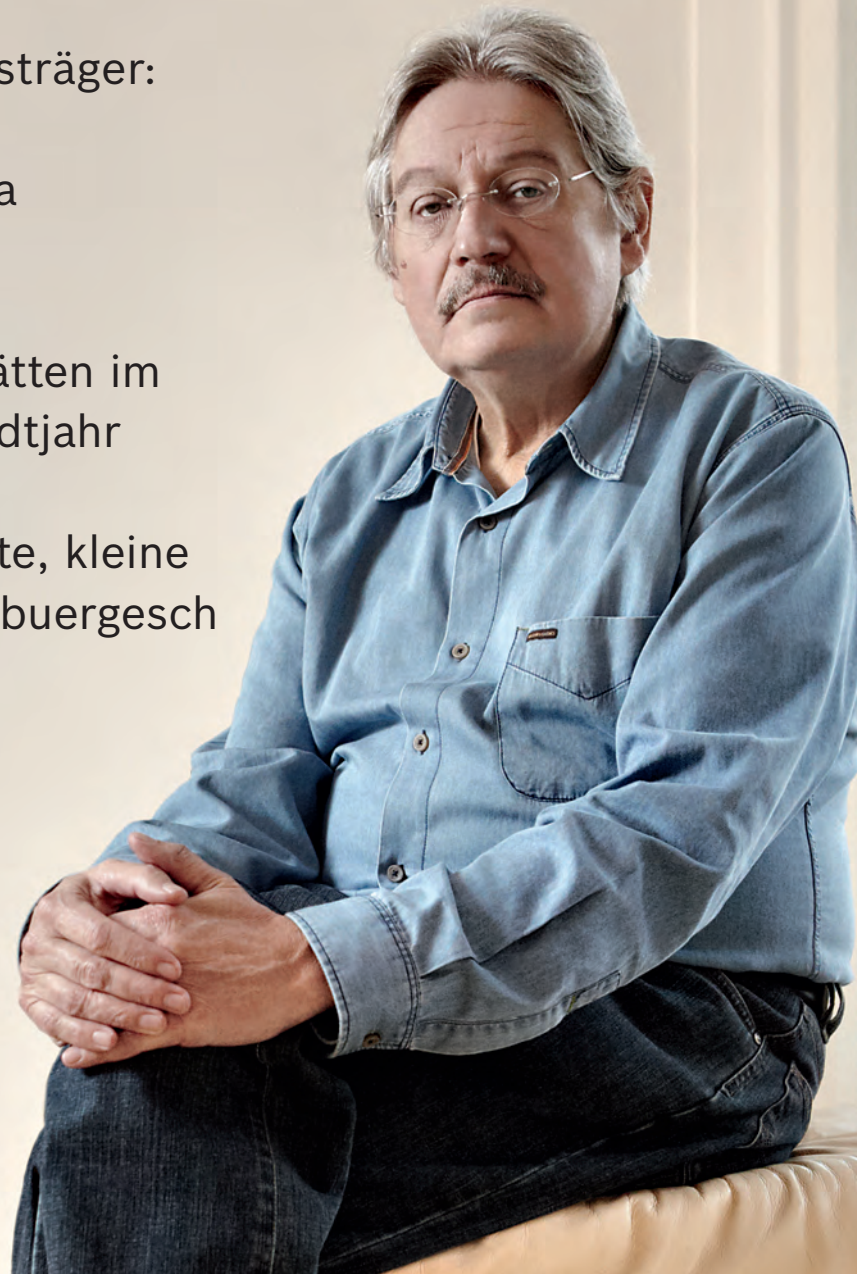
Jean Krier

Olga Martynova

Nicol Ljubić

:: Schreibwerkstätten im  
Kulturhauptstadtjahr

:: Eine unbekannte, kleine  
Sprache: Lëtzebuergesch



**arte**

---

**ARTE GRATULIERT  
DEN PREISTRÄGERN**

**2011**



# chamisso



4 Herzkammermusik  
**Jean Krier**  
 Adelbert-von-Chamisso-Preisträger 2011



10 »Hände hoch« oder wir bleiben!  
**Olga Martynova**  
 Adelbert-von-Chamisso-Förderpreisträgerin 2011



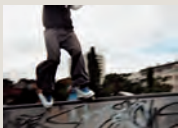
14 »Welche Wahrheit?«  
**Nicol Ljubić**  
 Adelbert-von-Chamisso-Förderpreisträger 2011



18 Deutsche Literatur  
 von nicht-deutschen Autoren  
**Anmerkungen zum Begriff der »Chamisso-Literatur«**



22 Chamisso-Umschau  
**Chamisso lebt – in Archiv und Ausstellung, Buch,  
 Bild und Blog, Internet und Konferenz**



25 Die Nähe suchen, um die Distanz zu wahren  
**Reportage über eine Reise nach Bosnien-Herzegowina  
 mit dem Grenzgänger-Stipendium**



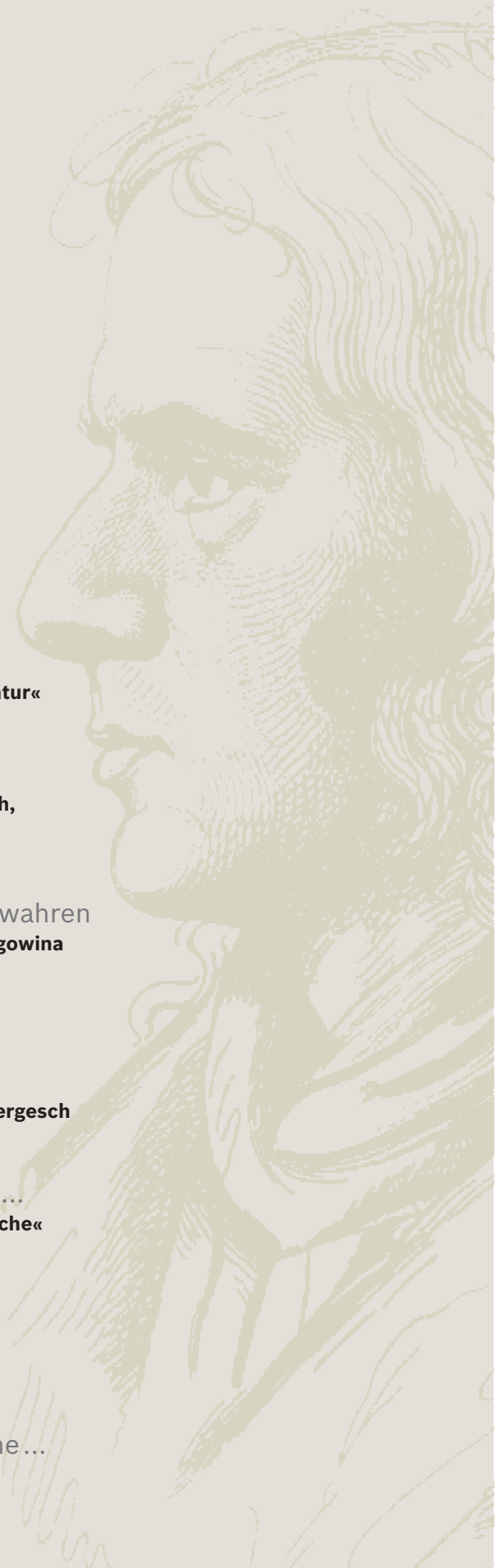
28 »Man nimmt von beiden Seiten und  
 erfindet Eigenes dazu«  
**Über die luxemburgische Sprache, das Lëtzebuergesch**



32 Es begann mit einer Liebeserklärung ...  
**Schreibwerkstätten »Viele Kulturen – eine Sprache«**

36 Neue Bücher von  
 Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern  
**Rezensionen**

42 Neuigkeiten, Auszeichnungen, Termine...  
**Mitarbeiter dieser Ausgabe – Impressum**





# Herzkammermusik

## Der Dichter Jean Krier und seine Rhapsodik der Sterblichkeit

Von Michael Braun

Was für eine klägliche Figur er doch macht, unser einst so glanzvoller Dichterkönig Orpheus! Nichts mehr, so scheint es, ist geblieben von seiner alten Magie und Suggestionskraft, mit der er Tiere und Menschen zu bezaubern wusste. Wer heute noch wie der legendäre Sänger in Konkurrenz zu den Göttern tritt und zur Rettung seiner Geliebten in die Unterwelt abtaucht, kann nur scheitern. Denn was einmal als Unheilsgeschichte begann, das verschärft sich in der poetischen Wiederholung zum apokalyptischen Alptraum. In der antiken Erzählung will der Musensohn Orpheus mit der überwältigenden Macht seines Gesangs die dem Tod geweihte Eurydike aus dem Hades wieder ans Licht der Oberwelt holen. Er geht der Geliebten voran, hat sie fast aus dem Hades herausgelotst, kann aber im entscheidenden Moment der Versuchung nicht widerstehen und tut das Verbotene: Er wendet sich nach seiner Geliebten um – das wird Eurydike zum Verhängnis, sie gerät endgültig in den Bann des Todes.

Der Dichter Jean Krier kehrt in seinem Gedicht »Mort subite«, einem der intensivsten Stücke seines jüngsten Bandes *Herzens Lust Spiele*, die antike Konstellation vollständig um: Nun ist es der körperlich und seelisch schwer versehrte Dichter, der seiner voranschreitenden

Geliebten folgt – die ihrerseits keine Sekunde daran denkt, sich nach dem beschädigten Orpheus und all seinen »Gebrechen« umzusehen. Der Dichter folgt der singenden Eurydike in düstere Vorstädte, in eine zerstörte Welt voller Schutthalden und »Straßenzügen voller Feuer u sterbender Falter«. Es ist, wie sich am Ende des Gedichts offenbart, ein böser Traumwald, bevölkert von Schlangen und Dämonen der Großstadt. Aus diesem heillosen Szenario gibt es kein Entrinnen.

### Mort subite

**Und das ist eigentlich so: Eurydike schreitet vor dir her, unermüdlich, denkt auch in diesem Traum nicht daran, sich umzudrehen nach dir mit all deinen Gebrechen. Lass sie ruhig summen u singen. So immer tiefer u in immer andere Vorstädte gesogen: es ist Wald mit Häuserzeilen endlos u Straßenzügen voller Feuer u sterbender Falter. So zart in deiner Hand: anima mea. Und die Schwalben fix, der Sommer zur Sau. Spielt auf schön brutal der Wind zum Plastiktütentotentanz. Gewalt an allen Ecken. Hörst, Eurydike, die Pfiffe, du? Du meinst, kein Wunder bei all den Schutthalden u diesen Vetteln mit ihren unsäglich fetten Gesäßen. Denn gegrölt in der Schlucht unten tief. Du streitest es ab, es ist ein Wald, durch den ihr schreitet aber, wo du nicht mehr die Bäume. Voller Schlangen ein Wald, die sie alle im Takt zerquetscht, u du kommst, wenn auch kopflos, aus diesem Traum nicht heraus.**







Lange und mit äußerster Akribie arbeitet er an seinen Gedichten.

Jean Kriers Abgesang auf Orpheus entfaltet in seiner Melodik und Motivik die schwarz gefärbte Klang- und Bilderwelt seiner jüngsten Dichtungen. Es ist eine Rhapsodik der Sterblichkeit, eine sinnlich-barocke und todesumwehte »Herzkammermusik«, die hier eine kunstvolle Form gefunden hat. Der 1949 geborene Jean Krier ist seit Jahren der einzige luxemburgische Schriftsteller, der in den deutschen Feuilletons wahrgenommen wird, freilich ohne dass man seinen literarischen Rang auch nur annähernd erkannt hätte. Es ist das sattsam bekannte Problem mit der Selbstverblendung des deutschen Literaturbetriebs. Wer seinen Schreibort nicht in die Metropolen verlegt, sondern sich für die Peripherie entscheidet, wird mit dem Entzug öffentlicher Aufmerksamkeit bestraft. Jean Krier hat in den 1970er Jahren in Freiburg im Breisgau Germanistik und Anglistik studiert, bevor er in Zeitschriften und Anthologien seine langzeiligen Elegien zu publizieren begann. Er lebt und arbeitet bis heute im kleinen Großherzogtum Luxemburg.

Es verwundert wenig, dass ein skrupulöser Autor wie Krier, der sich den hektischen Publikationsrhythmen des Literaturbetriebs verweigert und sehr lange und in äußerster Akribie an einem Gedichtband arbeitet, große Schwierigkeiten hat, einen Verlag zu finden, der sein Werk über einen längeren Zeitraum betreut. Nach dreißig Jahren scheint er nun aber im Leipziger Poetenladen eine verlässliche Heimat gefunden zu haben.

Bereits in seinen ersten beiden Gedichtbänden hatte Jean Krier eine ganz eigene fließende Versbewe-

gung entwickelt, die von der Technik der Langzeile lebt und darin äußerst reizvolle Mischungen aus erhaltenen Anrufungen, Poesiezitaten, Redewendungen, rauen Textfragmenten und Wortfindlingen integriert.

Seit 1995 hat er vier Gedichtbände publiziert, wobei er in seinem 2010 erschienenen Band *Herzens Lust Spiele*, mit seinen Rückgriffen auf das Alte Testament und die Apokalypse des Johannes, den fatalistischen Verweisen auf Hölderlin, Benn, Büchner, John Ashbery und Michel Déguay eine Intensität des Vergänglichkeits-Gesangs erreicht hat wie kaum ein anderer Autor der Gegenwart. In seinen formal so eigensinnigen wie suggestiven Gedichten wappnet sich Krier mit einer unversöhnlichen Desillusionierungskraft und einem scharfen Sarkasmus, um die desolate Lebenswelt unserer Gegenwart kenntlich zu machen. Das Übergewicht der sprachlich deformierten Gesellschaft sei so stark geworden, erklärte Krier vor Jahren in einem Gespräch mit Joachim Sartorius, dass der Rückgriff auf eine »von Kommerz und Nützlichkeit geschädigte Sprache« unausweichlich sei. Der sprachliche Friede werde in seinen Versen verweigert, stattdessen bahne er sich über notwendige Dissonanzen einen Weg ins Heillose.

---

## Erinnerungsblitze des lyrischen Ichs

---

Freilich haben sich die thematischen und formästhetischen Schwerpunkte dieses Dichters im Laufe der Jahre verschoben. In seinen Gedichtbänden *Sehstücke* (2002) und *Gefundenes Fressen* (2005) dominierten noch die Emphasen des Visuellen, die sinnlichen Wahrnehmungen in der Begegnung mit seinem Sehnsuchtsort, der Ile d'Ouessant an der bretonischen Küste. Es ist etwas Schwereloses in diesen älteren Gedichten, eine Fließbewegung, die aus maritimen Quellen kommt. Sie halten hartnäckig Kurs auf das Meer als absoluten Ort der Träume. In den *Sehstücken* präsentiert sich Jean Krier als ein Autor, der mit seinen Gedichten eine Fusion von zwei Unendlichkeiten anstrebt – eine Fusion von Sprache und Ozean. Er schreibt Gedichte, die in ihrer rhythmischen Bewegung und ihrer vokabulären Textur ebenso fluid sein wollen wie die Wellen des Meeres. Die Landschaften der Ile d'Ouessant, die auch in seinem todesbesessenen Band *Herzens Lust Spiele* in einem eigenen Kapitel besungen werden, halten offenbar alle Ingredienzen des Utopischen bereit: die Weite, das unberechenbare Spiel des



In den alten Straßen von Luxemburg.

Windes, das Blau des Himmels und den »Schaum der Tage«, den Krier in einer Anspielung auf den anarchistischen Dichter Boris Vian heraufbeschwört.

In Kriers Gedichten überlagern sich deutsche und französische Sentenzen – eine poetische Gratwanderung auf der Sprachgrenze, die der Dichter in einer stetig verfeinerten Artifizialität absolviert. Die scheinbare Leichtigkeit der Naturbeschwörung stößt indes immer häufiger an die Grenzen einer grausamen politischen und anthropologischen Wirklichkeit. Auf schwelgerische Anrufungen des Meeres, wie sie besonders in den *Sehstücken* zur Geltung gebracht werden, folgen in immer bedrängenderen Bildern und immer dichteren Folge lyrische Evokationen des Todes. Im ersten und stärksten Kapitel des Bandes *Gefundenes Fressen*, der Motive einer existenziellen Selbstbesinnung versammelt, ist es der Tod der Eltern, der das lyrische Ich im

»Schaum der Tage« aufschrecken lässt. Vor der Kulisse des unendlichen Meeres tauchen in kleinen Erinnerungsblitzen die Gestalten der Mutter und des Vaters auf.

So auch im Gedicht »Sind Schäume«:

**Wäre Mattigkeit danach und sanfter langer Schlaf.  
Aber Totengelage am Strand u alte schlaffe Haut.  
Der Vater kam immer nach Haus. Kein Stein  
auf dem andern. Aber Schweiß. Zum Überlaufen  
in der Scheune hinten das Fass. Mutter u Mutter  
schöpften schwitzend u keuchend. Totengelage  
von der Dämmerung bis. Als wäre noch Herbst  
und die Blätter fielen von ganz. Und einer, der  
holte die Kastanien aus dem Feuer. Plötzlich  
steht er auf der Düne oben, sieht sich, wie er oben  
da steht und wie er sich oben da stehen sieht.**



In den Reisebildern dieses Bandes scheint sich das Ich nach einer Überfahrt übers Mittelmeer ganz in Schwärmerei zu verlieren. Ein Gedicht über Tunesien beginnt so:

**So ist Gott groß aber an solchem Tag, wo der Himmel so tief oben wie das Meer und ein Nachmittag ist.**

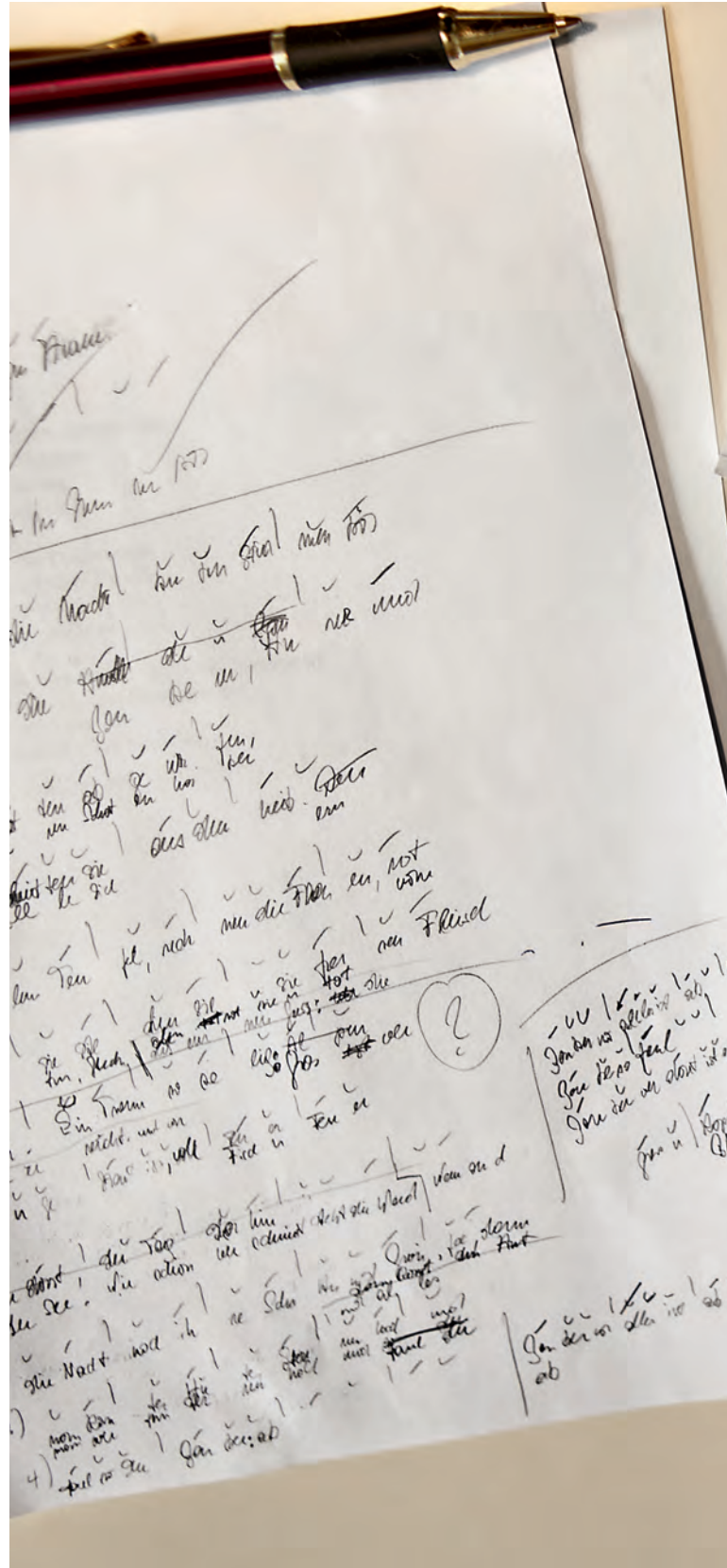
Aber wer genau hinschaut, der wird der düsteren Unterströmung auch in jenen Gedichten gewahr, die die tunesischen Glücksversprechen in sich einströmen lassen. In Jean Kriers Gedichten werden immer verstörende Signale gesetzt, die auf die Ankunft des Schrecklichen deuten:

**Der Tod ist heiß u weiß, die Verstorbenen wollen ans Licht.**

Wer nach dem Gang durchs tunesische Paradies am Ende des Textes angekommen ist, wird jäh mit der Datierung des Gedichts an den »heißen und weißen Tod« erinnert. »Tunesien an Ostern«, heißt es da, und man darf das als Fingerzeig auf den El Kaida-Anschlag im tunesischen Djscherba lesen, der im April 2002 alle exotischen Blümenträume des Westens platzen ließ.

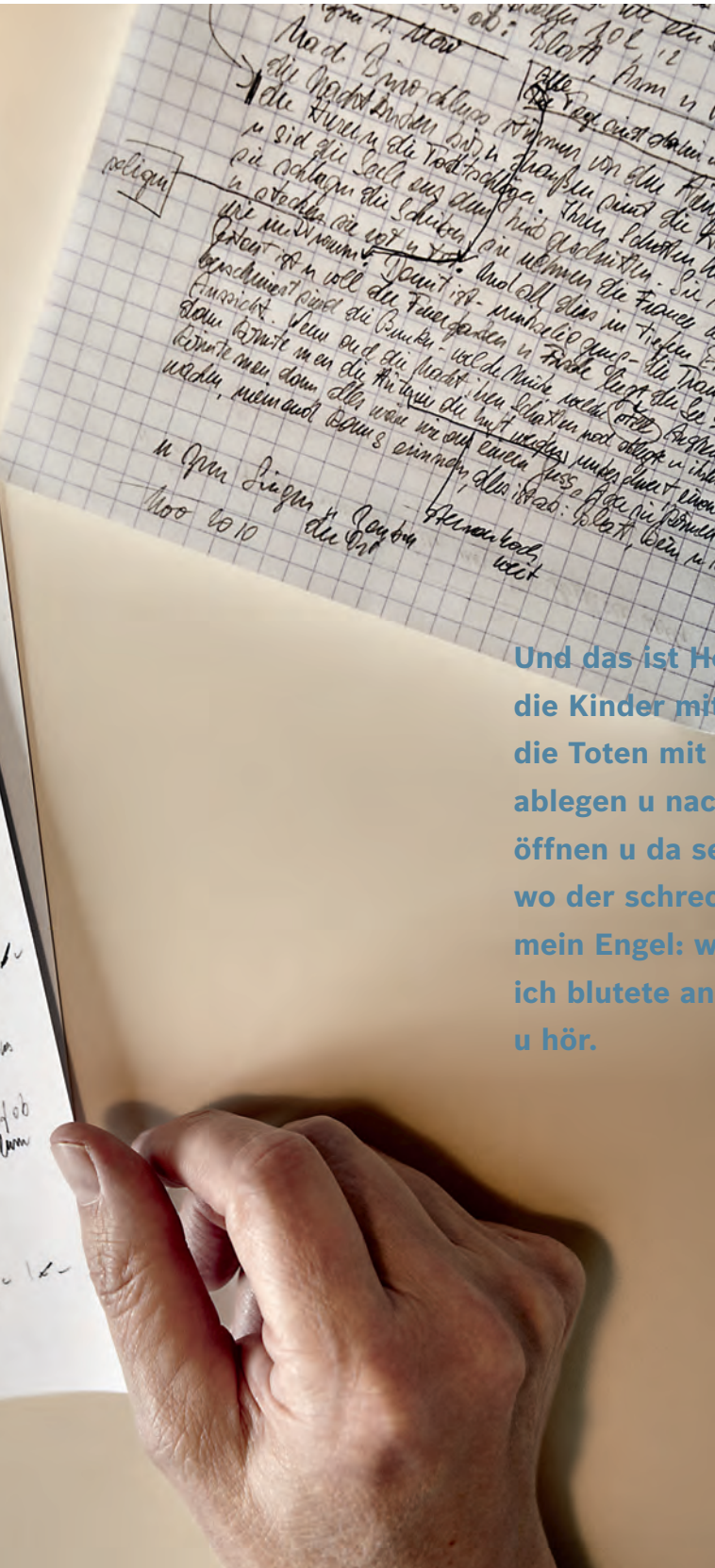
Diese subtile Verflechtung des Naturschönen mit dem politisch Schrecklichen oder biografisch Traumatischen kann man auch in den *Herzens Lust Spielen* beobachten. Hier ist das im Titel aufgerufene Herz nicht mehr die übliche Chiffre für die Passionen und Emotionen eines liebeshungrigen Ich, sondern primär ein verletzliches Organ, das ein in den Grundfesten erschüttertes Ich mit der Todesnähe konfrontiert. Das Buch beginnt als emphatisches Gespräch mit den Toten, die von den politischen Barbareien des 20. Jahrhunderts verschlungen wurden, und weitet sich dann – in dem für Krier so typischen elliptischen Stil – zu einer universalen Todes-Reflexion aus, in der das Ich die großen Dichterkollegen der Moderne anruft, »um Ordnungen zu schaffen jenseits der Toten, / die aus dem Boden sich auflösen locker u dir in die Wirklichkeit treten«.

In einem eigenen Kapitel werden die Klinikerfahrungen des lyrischen Subjekts beschworen, dem das »beigepasste Herz« von der Zerbrechlichkeit des Leibes und des Lebens zeugt. Oft flattern hier unheilvolle Engel mit schwarzen Flügeln durch die Verse, das Weltgefühl des versehrten Ich wird geprägt durch





- :: **Bretonische Inseln.** Gedichte. Weilerswist: Landpresse, 1995
- :: **Tableaux / Sehstücke.** Gedichte. Blieskastel: Gollenstein Verlag, 2002
- :: **Gefundenes Fressen.** Gedichte. Aachen: Rimbaud Verlag, 2005
- :: **Herzens Lust Spiele.** Gedichte. Leipzig: Poetenladen, 2010



Und das ist Heimkehr in diesen glänzenden Saal, wo die Kinder mit großen Augen am Tisch u in den Betten die Toten mit ihren Kanülen und Schläuchen. Den Mantel ablegen u nackt sein, wo Musik sonst erklang. Die Tür öffnen u da seltsam ineinander verschobene Gegenden, wo der schrecklichste der Schrecken oder du endlich, mein Engel: wie du mich aus dem Hafengebiet, wie ich blutete an Händen und Füßen. Sieh meine Narben u hör.

Becketts *Fin de partie* - ein »Endspiel«, das bis in die eigene Finalitätsgewissheit durchschlägt. So entwirft Jean Krier immer wieder in blendenden Bildern von Schrecken und Schmerz Passionsgeschichten, in denen sich die Erfahrungen seiner schweren Herzkrankheit mit biblischen Visionen mischen:

Mitunter entsteht der Eindruck, dass diese da-seinsbitteren Gedichte die Apokalypse bereits hinter sich haben, denn auch das »Endspiel«, respektive das »Ende vom Lied« wird verabschiedet: »Lass schnauben, lass Totentanzbeine dann schwingen/- das ist das Ende vom Lied vom Ende der Zeit.«

Finalitäten also, soweit das Auge reicht? In einem Petrarca-Gedicht des Bandes *Sehstücke* hat sich das lyrische Ich Jean Kriers dereinst für »resistent« und »renitent« erklärt, ein markanter Hinweis auf die Beharrlichkeit eines Poeten, der in bösem Fatalismus die Lage des Menschengeschlechts besichtigt. In einem Merkmalkatalog für Dichter des 21. Jahrhunderts sind diese beiden Widerständigkeiten Jean Kriers jedenfalls als Primärtugenden einzutragen: Resistenz und Renitenz.

# »Hände hoch« oder wir bleiben!

Die Lyrikerin Olga Martynova wird für ihren Debütroman  
*Sogar Papageien überleben uns* ausgezeichnet

Von Ina Hartwig

»Ich liebe *Die Wahlverwandtschaften*« ruft Olga Martynova in das ohrenbetäubende Fauchen der Espressomaschine hinein. Überhaupt sind die deutschsprachigen Schriftsteller, die sie als prägend bezeichnet, keine leichte Kost. Man sieht also gleich, wes' Geistes Kind die diesjährige Trägerin des Chamisso-Förderpreises ist: Die Liste beweist einen feinen, unterschiedenen Geschmack; neben Goethe nennt sie den Heiligen Trinker Joseph Roth, das Schimpfgenie Thomas Bernhard, den Wortzerleger Arno Schmidt und den schwäbischen Spieler Eduard Mörike, unter den Lyrikern Hölderlin, Else Lasker-Schüler, Benn und Celan. Puh.

Und das liest sie alles auf Deutsch? So ist es. Seit der Eiserner Vorhang zerrissen ist, lebt Olga Martynova in der Bundesrepublik, genau seit Ende 1990, als sie zusammen mit ihrem Mann, dem Schriftsteller Oleg Jurjew, und dem zweijährigen Sohn Daniel für eine Lesereise nach Deutschland kam. Ein Stipendium für Oleg Jurjew folgte. Freunde, ebenfalls russische Emigranten, hatten dem Paar aus St. Petersburg in Frankfurt am Main eine kleine Wohnung besorgt, und dank der damals für russische Juden geltenden Aufenthaltsbestimmungen konnte Oleg Jurjew bleiben, mit ihm die Familie. Daniel studiert inzwischen Biophysik in Frankfurt.

Wir treffen uns im Café Y in der Bergerstraße, die kalt und grau daliegt an diesem Januarnachmittag, dürstend nach dem buntgemischtem Volk, das sich an

schönen Tagen auf dem Trottoir drängt. Das Café hingegen ist gut besucht, die einschlägigen Zeitungen hängen aus, unter den Gästen viele Leser, direkt nebenan befindet sich eine Buchhandlung. Und hier erzählt Olga Martynova, wie sie zur deutschen Sprache und Literatur fand. Ihr vielbeachteter, im Droschl Verlag erschienener Roman *Sogar Papageien überleben uns* – der Titel ist ein Joseph-Roth-Zitat – ist nicht nur das erste Prosabuch, das sie auf Deutsch schrieb; sie schaffte es damit gleich auf die Longlist des Deutschen Buchpreises 2010, und dieses hinreißend witzige Buch hat ihr nun auch den Chamisso-Förderpreis beschert. Ein gewisses Glänzen in ihren Augen ist nicht zu übersehen.

Schon während der Perestrojka hatten Olga Martynova und Oleg Jurjew für Radio Liberty in München gearbeitet, wo ihre Honorare auf sie warteten – auch das war ein Grund, nach Deutschland zu reisen. Aber im Alter um die dreißig noch einmal eine neue Sprache zu lernen, ist hart. »Hände hoch!«, aufgeschnappt in Kriegsfilmern, war die einzige deutsche Redewendung, die sie kannten, als sie ankamen. Damals, sagt Olga, in der großen Zeit des Aufbruchs, waren die Deutschkurse für Akademiker, die sie an der Frankfurter Universität belegten, »hervorragend«. Doch die wichtigste Quelle des Lernens war und bleibt für sie das Lesen, ein Wörterbuch immer neben sich.

Letztes Jahr fand man unter den zwanzig Titeln der Longlist des Deutschen Buchpreises mehrere Autoren,





Beim Spaziergang im Frankfurter Palmengarten.

die den Sprachwechsel vollzogen hatten. Auch Olga Martynova freut sich, dass die »Chamisso-Literatur« im offiziellen Literaturbetrieb angekommen ist. Als sie ihren Namen auf der Liste sah, sei ihr allerdings richtig klargeworden, »dass ich eine zweisprachige Autorin bin«. Man muss nämlich wissen, dass Olga Martynova ihre zarten, musikalischen Gedichte weiterhin auf Russisch schreibt. Und sie trägt sie mit ihrer kräftigen Stimme auf Russisch vor, beispielsweise im Frankfurter Mousonturm, wo das Hessische Literaturbüro sitzt. Hört man Olga Martynova dabei zu (die Übersetzung wird im Anschluss von einer Schauspielerin gelesen), spürt man, warum das so sein muss: Es ist schlicht der betörende Klang des Russischen, und dem lauscht ein keineswegs kleines Publikum.

Drei Gedichtbände hat die umtriebige Olga Martynowa, Hermann-Lenz-Preisträgerin des Jahres 2000, in deutscher Übersetzung veröffentlicht, *Brief an die Zypressen* (2001), *Rom liegt irgendwo in Russ-*

*land* (2006) und *In der Zugluft Europas* (2009). Mit ihrer kongenialen Übersetzerin, der Lyrikerin Elke Erb, verbindet das Ehepaar eine lange, enge Freundschaft.

Die meisten Chamisso-Preisträger nehmen die neue, die Nicht-Muttersprache Deutsch als Literatursprache komplett an. Anders Olga Martynova, die Prosa und Lyrik auf beide Sprachen verteilt. Ihre Theorie lautet: Die verschiedenen Sprachen seien wie Instrumente, die Komposition hingegen sei der Kern. Den Sprachunterschied hält sie entsprechend »nicht für fundamental«. Übrigens habe sie, als die Idee zum Roman stand, durchaus überlegt, ihn auf Russisch zu schreiben. Aber dann sei es ihr »natürlich« vorgekommen, ins Deutsche zu wechseln. »Ich war reif dafür.« Als Einübung ins Prosaschreiben haben ihr über die Jahre etliche Zeitungsartikel gedient, Kritiken und Essays unter anderem für die *Neue Zürcher Zeitung* und *Die Zeit*, meist über russische Literatur, denn eine Vermittlerin und Entdeckerin ist sie auch.

## Lustige, anrührende Funken aus der deutsch-russischen Gefühlsverwirrung

Vor allen Dingen ist sie diszipliniert, diese 1962 in einer Polarnacht im nördlichen Sibirien geborene Olga Martynova. Der Geburtsort als Zufall: Die hochschwangere Mutter hatte ihren Mann auf eine Dienstreise begleitet. Denn eigentlich ist das einzige Kind eines Journalisten und einer Laborantin Petersburgerin durch und durch. In der achten Klasse bekam das literaturliebende Mädchen, das sich weigerte, dem Komsomol (der kommunistischen Jugendorganisation) beizutre-



Sie ist Schriftstellerin, aber auch Entdeckerin und Vermittlerin.

ten, Schwierigkeiten ausgerechnet mit ihrer Literaturlehrerin. Jeder sollte das Gedicht eines russischen Dichters auswendig lernen, und Olga trug ein Gedicht von Marina Zwetajewa und eines von Anna Achmatowa vor. Beide waren zu jener Zeit, in den siebziger Jahren, längst wieder erlaubt, doch glaubte die Lehrerin, sie seien immer noch verboten. Olgas Vater wurde einbestellt. Er entschied, die Lehrerin sei eine »dumme Kuh«; und die literaturliebende Schülerin ging fortan arbeiten – und besuchte nebenher die Abendschule.

Nach dem Abitur an der Abendschule besuchte sie die Abendveranstaltungen der Pädagogischen Hochschule in Leningrad, wo es hervorragende Lehrer gab. Auf die Universität ließ man sie nicht. In ihrer typischen verschmitzten Art sagt sie: „Was ich als Nicht-Komsomol nicht durfte, durfte Oleg als Jude nicht.“ Doch besteht Olga Martynova darauf, die Situation in

der Sowjetunion sei damals, anders als in der DDR oder in Rumänien, recht locker gewesen. Es war eine »freche« Zeit, »wir fühlten uns frei, hatten keine Angst«: »Das System war schon geschwächt.« Sie studierte russische Literatur, schrieb Gedichte und lernte in der inoffiziellen Szene – sie neunzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt – ihren Mann kennen. Zu publizieren war unmöglich, das verstand sich von selbst. Die damals gegründete Gruppe »Kamera chranenija« – das heißt »Aufbewahren«, und darum ging es ja auch – bestand im Kern aus vier Leuten, darunter Olga und Oleg. Die vier halten bis heute zusammen, auf ihrer russischsprachigen Webseite [www.newkamera.de](http://www.newkamera.de) publizieren sie russische Lyrik. Die gegenwärtige Szene, freut sich Olga Martynova, sei sehr lebhaft und äußerst interessant. Das Internet ist ein Segen für die in alle Welt verstreuten russischen Dichter. Neu sei leider in Russland selbst eine Tendenz zur Renationalisierung, zum Chauvinismus. Von »Vaterlandsverrat« ist zwar noch nicht die Rede, wenn einer außer Landes lebt. Aber da sei ein neuer, beunruhigender Ton. Was nicht heißt, dass Olga Martynova ihre schöne Ruhe verliert.

Fragt man nach ihren russischen Lieblingsschriftstellern, dann fällt ein Name nicht: Majakowski (»ein schlechter Dichter«) – nebenbei: auch Brecht mag sie nicht. Neben den erwähnten Lyrikerinnen Achmatowa und Zwetajewa nennt sie Dershawin, Puschkin, Mandelstam, Michael Kusmin, Tschechow, Lermontow, Jelena Schwarz (»eine große Lehrerin und Freundin«). Und natürlich die »Oberiuten« um Daniil Charms, der 1941 verhaftet wurde und 1942 in einem Spital verhungerte, und dem in ihrem Roman eine wichtige Rolle zukommt.

»Charms und seine Freunde haben den Unsinn als Erkenntnismittel gewählt«, referiert dort Marina. Sie, die Erzählerin, reist im Jahr 2006 nach Deutschland zu einem Kongress über eben jenen Daniil Charms; dort wird sie auch Andreas treffen, »Andrjuscha«, eine alte, aber nicht ganz verloschene Liebe aus den achtziger Jahren. Jener Westdeutsche ist damals Sprachstudent in Leningrad, Marina und er trinken in einer Silvester-nacht Champagner auf der zugefrorenen Newa. Aber das ist bei weitem nicht alles, was sie zusammen tun. Fast wäre eine Ehe daraus geworden. Aus der anhaltenden deutsch-russischen Gefühlsverwirrung schlägt Olga Martynova lustige, anrührende Funken; von subtiler Ironie sind zudem ihre Wanderungen durch die verschiedenen Zeitschichten; ein virtuoses Spiel mit





## bücher

- :: **Brief an die Zypressen.** Gedichte. Deutsch von Elke Erb und Olga Martynova. Aachen: Rimbaud Verlag, 2001
- :: **Wer schenkt was wem.** Essays und Buchkritiken. Aachen: Rimbaud Verlag, 2003
- :: **Rom liegt irgendwo in Russland.** Gedichte. Mit Jelena Schwarz. Deutsch von Elke Erb und Olga Martynova. Lana/Wien: Edition per procura, 2006
- :: **In der Zugluft Europas.** Gedichte. Deutsch von Elke Erb und Olga Martynova, Gregor Laschen, Ernest Wichner, Sabine Küchler u.a. Heidelberg: Verlag Das Wunderhorn, 2009
- :: **Sogar Papageien überleben uns.** Roman. Graz/Wien: Literaturverlag Droschl, 2010



Beim Arbeiten im Frankfurter Literaturhaus.

der teils grausamen, teils absurden Historie, kurzum: Literatur über Literatur *und* das Leben. Denn beides ist aufs Engste miteinander verschlungen.

Demnächst will Olga russisch kochen. Wir verabschieden uns im Dunkeln. Ich setze mich aufs Fahrrad und rolle Richtung Main, der in diesen Tagen die Schaulustigen anzieht, es ist Hochwasser. Da fällt mir eines ihrer Gedichte ein (in der Übersetzung Elke Erbs), in dem es heißt:

**Die Stadt schwimmt zum Meer, hängt die grausigen  
Ohren/hinaus,/in die wir dreihundert Jahre lang flü-  
stern, die Stimmbänder/zerreißend,/die rostigen  
Blätter schütten dieses Stück Festland zu,/ein allsei-  
tig von Schreien umzingeltes Flüstern.** ::

# »Welche Wahrheit?«

## Nicol Ljubić erhält den Chamisso-Förderpreis für seinen Roman *Meeresstille*

Von Volker Weidermann

Er heißt nicht Spauke. Nicol Spauke. Möglich wäre es gewesen, es ist der Geburtsname seiner Mutter. Doch seine Eltern haben sich anders entschieden, haben ihrem Sohn, als er im November 1971 auf die Welt kam, traditionsgemäß den Nachnamen des Vaters gegeben. Und damit fingen die Missverständnisse an, die falschen Einordnungen, Zuschreibungen und die Fragen. Wer ist Nicol Ljubić und wo kommt er her?

Wenn wieder einmal eine deutsche Tageszeitung über »Fremde Autoren in Berlin« berichtet, wird er mit Sicherheit als einer der ersten angefragt. Wenn deutsche Feuilletons exotische Stimmen suchen, Schriftsteller mit Migrationshintergrund, fragen sie gleich nach Feridun Zaimoglu oder Nicol Ljubić. Denn das ist klar: wer so heißt, kommt nicht von hier. Nach öffentlichen Lesungen, hat Ljubić einmal berichtet, kommen immer wieder Zuhörer zu ihm, gratulieren ihm zu seinem fabelhaften Deutsch und fragen ihn, wie er das hingekriegt hat. Und dann sagt er: »Ach, es war nicht sehr schwer. Denn es ist meine Muttersprache.«

Nicol Ljubić wurde zwar in Zagreb geboren, wuchs aber zunächst in den unterschiedlichsten europäischen Ländern auf, ging in schwedische und deutsche Kindergärten und in Deutschland auf die Schule. Seine Mutter ist Deutsche und sein Vater verließ das damalige Jugoslawien, als er zwanzig Jahre alt war.

Sonderbares Land, dieses Deutschland der Gegenwart, das das Fremde, das Andere, das Exotische immer noch überall dort vermutet, wo es auch nur ein kleines bisschen anders klingt. Und es brauchte nur

ein dumpfes Buch in dumpfem Ton, um diese scheinintegrierte deutsche Gesellschaft wieder fein in zwei Teile auseinanderzuidividieren: in die Fremden, die keine Goethe-Gedichte lernen wollen, und das zusammenschmelzende Urvölkchen, dem der Goethe auch nichts mehr hilft auf seinem Weg in den Untergang. Nur ein solches Buch, das 1,2 Millionen Menschen gekauft haben, brauchte es, um den deutschen Schriftsteller Nicol Ljubić zum ersten Mal in seinem Schriftstellerleben in Wut zu versetzen, Wut darüber, dass die Menschen immer noch nicht erkennen, wie viel Gutes, Neues, Bereicherndes, Horizont Erweiterndes die Immigranten diesem Land in den letzten Jahrzehnten gebracht haben. Wut darüber, dass es nur einen schnauzbärtigen Rattenfänger braucht, um die Ressentiments der Urbevölkerung wieder in Schwung zu bringen. Und Wut darüber, dass man jetzt selber schon komisch wird und denkt – die Leute, die einen so höflich und scheinbar harmlos nach einer Lesung fragen, woher man so gut deutsch könne –, dass auch diese in Wahrheit ihr reines, schönes Vaterland zurückhaben wollen und ihre saubere Dichtung, geschrieben von Leuten, die nicht Ljubić heißen und nicht Zaimoglu.

Was für ein Glück, dass es anders ist, dass die deutsche Literatur heute anders ist, was für ein Glück, dass Nicol Ljubić schreibt. Denn es ist ja natürlich nicht so, dass ihn das alles nichts angehe, dass er nicht schreibend über seine Herkunft und die Herkunft seines Vaters nachgedacht hätte. Er heißt nicht Spauke – davon





In Zagreb geboren, in Schweden, Griechenland, Russland und Deutschland aufgewachsen, denkt er schreibend über seine Herkunft nach.

zeugen seine Bücher. Vor allem seine letzten: die Vaterspurenuche *Heimatroman* und das fulminante *Meeresstille*, in dem die verdrängte Herkunftsfrage plötzlich ein deutsches Liebespaar auseinandersprengt, ein deutsches Leben. Aber auch in seinen ersten beiden Werken, dem Debüt *Mathildas Himmel* aus dem Jahr 2002 und dem SPD-Abenteuerbuch *Genosse Nachwuchs* ist schon das Suchende, Zweifelnde, Schwankende und dann mutig Voranschreitende der späteren Bücher zu erkennen. Als *Genosse Nachwuchs* erschien, war das beinahe ein Schock. Ljubić hatte sich entschlossen, dem politischen Leben des Landes nicht mehr länger einfach zuzuschauen und zu maulen, sondern selbst etwas zu tun. Nicht auf Demos oder in privatem Lebensveränderungskleinklein, sondern mit einem Eintritt ins Herz der Demokratie, einem Eintritt in die SPD. Es wurde ein Abenteuerroman aus dem Innersten dieses Landes, aus den Bierstuben der Ortsvereine, von den verregneten Marktplätzen der Basis-

Aktivisten und schließlich einer ernüchternden Begegnung mit dem kalten Kanzler Schröder, den man als Genosse zwar duzen darf, was aber nicht viel nutzt, weil er die Lebendigkeit und Zugänglichkeit einer Eiskulptur ausstrahlt. Es ist ein Bericht der Ernüchterung von einem, der sich partout nicht ernüchtern lassen will. Den letzten Schwung hinaus aus dem Buch, hinein ins Leben bekommt er von einem türkischen Taxifahrer mit: »Seid mutig und macht weiter!«

Und Ljubić macht weiter. Er ist bis heute SPD-Mitglied geblieben und hat sich als nächstes auf eine ganz andere Abenteuerfahrt begeben – zurück in die Vergangenheit seines Vaters. *Heimatroman* hat er das Buch genannt. Es ist eine Spurensuche, unterwegs zu den eigenen Wurzeln, von Kroatien über Italien und Frankreich bis nach Bremen-Osterholz, wo seine Eltern heute leben. Es ist eine exemplarische Einwanderergeschichte, eine Geschichte der Anpassung, der Abenteuerlust, der Disziplin, Lernwilligkeit und des Durch-

haltevermögens – eine Geschichte wie unzählige andere deutsche Einwanderergeschichten und doch mit einem ganz besonderen Protagonisten, dem bärenhaften Abenteuerkönig Grizzly, der vorgibt, auf seinen Länderwanderungen die unglaublichsten Dinge erlebt und geleistet zu haben. Der zweifelnde Sohn, den der Grizzly zärtlich »Häschen« nennt, schreibt alles mit und ahnt: die Erfindungskunst des Vaters könnte ganz einfach die Wahrheit sein. Die Wahrheit seines Lebens.

---

## Zeit für Geschichte, Zeit für Politik, Zeit um Fragen zu stellen

---

Dieser Vater war es auch, der dem kleinen Nicol zwei Lehren für das Leben in diesem Land mit auf den Weg gab: »1. Lern Deutsch. Sonst bist Du in diesem Land ein Idiot! 2. Bring gute Noten nach Hause, sonst hast Du hier keine Chance!« Nicol Ljubić hat sich an beides gehalten und ist damit einer der interessantesten jüngeren deutschsprachigen Schriftsteller geworden. Höhepunkt seiner Kunst ist *Meeresstille*, die Geschichte von Robert und Ana, die sich in Deutschland ineinander verlieben, deren Wurzeln aber in ein vom Krieg zerrissenes Land zurückreichen. Ana kommt aus Serbien, Roberts Vater aus Kroatien. Vor allem für Robert spielt die Herkunft keine Rolle, doch das Leben ändert sich und er wird gezwungen, sich für seine eigene Geschichte zu interessieren. Anas Vater ist vor dem Haager Kriegsverbrecher-Tribunal angeklagt, eine Gruppe von Muslimen im Sommer 1992 in Višegrad heimtückisch in den Tod gelockt zu haben. Die Geschichte des Krieges, eine mögliche Variante ihrer beider Vergangenheiten, fährt wie ein Blitz in diese Liebe, zwischen diese zwei Menschen.

Es ist Zeit für Geschichte, Zeit für Politik und Zeit, dem eigenen Vater Fragen zu stellen. Denn plötzlich erscheint es Robert als Makel, die Sprache seines Vaters nicht zu sprechen, und als Mangel, sich mit der Hälfte seiner Herkunft gar nicht beschäftigt zu haben. Plötzlich kommen ihm Fragen an seinen Vater: »»Ich wollte dich fragen, warum du nie Wert darauf gelegt hast, dass ich Kroatisch lerne? Warum du nie versucht hast, mir deine Herkunft näherzubringen? Warum du selbst dich so von ihr losgesagt hast? Ich würde das gern wissen.« Es war still in der Leitung. Dann hörte er seinen Vater sagen: »Du bist *hier* geboren, du bist *hier* aufgewachsen, du bist *hier* zu Hause.««



Er hat den Rat seines Vaters befolgt: Deutsch gelernt und gute Noten nach Hause gebracht.







## bücher

- :: **Mathildas Himmel.** Roman. Frankfurt am Main: Eichborn, 2002
- :: **Genosse Nachwuchs. Wie ich die Welt verändern wollte.** München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2004 (TB München, dtv 2006)
- :: **Heimatroman oder Wie mein Vater ein Deutscher wurde.** München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2006
- :: **Meeresstille.** Roman. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2010

Robert genügt das nicht mehr. Die Geschichte hat ihn eingeholt, die Geschichte des Heimatlandes seines Vaters lebt in ihm fort. Er schaut anders auf diesen angeklagten Mörder, anders natürlich als Ana, aber anders auch als andere Serben, die er kennt. Geschichte ist lebendig, Politik ist lebendig. Es hilft nichts, eine Hälfte in sich einfach zu leugnen. Das Leben ist eine Frage der Perspektive - wie in dem berühmten Fall der Fotos von den abgemagerten Häftlingen hinter Stacheldraht. »Kennst du die Wahrheit über das Foto?« fragt Ana Robert eines Tages. Und er darauf verwundert: »Welche Wahrheit?« Und sie erzählt ihm, dass es damals die Fotografen waren, die hinter dem Zaun standen, die Männer waren frei. Aber es sah aus wie Bilder aus einem KZ. Die Fotografen hatten es bewusst anders aussehen lassen. Das Foto war einer der Auslöser für die Luftangriffe der NATO.

»Welche Wahrheit?« Der Schriftsteller Nicol Ljubić variiert diese große Frage in allen seinen Büchern. Er richtet den Blick nach Innen, ins Innerste unseres politischen Betriebes, wo die Geheimnisse liegen, die Langeweile, die Starre und die Möglichkeiten zur Veränderung von allem - und er weitet den Blick, schaut plötzlich aus einem scheinbar fremden Land hinüber in die deutsche Wirklichkeit, die deutsche Gegenwart, die sich aus Angst vor dem Fremden, Angst vor der Zukunft immer wieder in sich selbst zurückzieht. Dagegen schreibt Ljubić an. Zum Glück.

Einmal, als jener Robert aus dem Roman überlegt, welche Bücher er mitnehmen würde, bei einer plötzlichen Abreise, nennt er *Stiller* von Max Frisch. Vielleicht, wir wissen es nicht, ist es auch eines der Bücher, die Nicol Ljubić mitnehmen würde. Es erzählt die Geschichte eines Mannes, der einen anderen Namen tragen will, ein anderes Leben führen, als das ihm von der Gesellschaft zugewiesene.

Ljubić bleibt Ljubić. Auch wenn das Land, in dem er lebt, an einen Nicol Spauke weniger Fragen hätte. ::

# Deutsche Literatur von nicht-deutschen Autoren

## Anmerkungen zum Begriff der »Chamisso-Literatur«

Von Dieter Lamping

1. Adelbert von Chamisso hat etwas von einem Schlemihl – einem Schlemihl der deutschen Literaturgeschichte. Über den Rang eines romantischen »poeta minor« hat er es in der allgemeinen Wahrnehmung nicht hinausgebracht. In Erinnerung geblieben ist er vor allem als Verfasser einer Novelle. Obwohl die eine oder andere seiner Balladen einmal in Lesebüchern zu finden war, ist sein vielseitiges lyrisches Werk inzwischen weitgehend vergessen, noch mehr gilt das für seine Übersetzungen. Auch als Weltreisender wartet er auf eine Neuentdeckung, wie sie kürzlich sein Zeitgenosse Alexander von Humboldt erfahren hat. Eine neuere wissenschaftliche Ausgabe seiner Werke ist nicht in Sicht. In der Tat: ein Pechvogel, nimmt man alles zusammen.

Dabei gäbe es genügend Zusammenhänge, innerhalb derer man seine Schriften neu würdigen könnte, etwa die interkulturelle Literatur oder die Verbindung von Dichtung und Wissenschaft, aber in diesen Kontexten fällt sein Name kaum einmal. Das wichtigste Zeugnis seines alles in allem zu bescheidenen Nachruhms stellt der Preis dar, der nach ihm benannt worden ist. Und selbst dieser Umstand scheint in gewisser Weise nur eine weitere Seite von Chamissos Schlemihl-Schicksal zu sein.

Denn schon seit einiger Zeit ist immer wieder von einer »Chamisso-Literatur« die Rede, die solche Autoren und Autorinnen umfasst, die mit dem Preis ausgezeichnet worden sind – von Aras Ören bis Terézia Mora und Jean Krier. Der Begriff, wie griffig er auch erscheinen mag, ist jedoch in mehr als einer Hinsicht problematisch. So verdienstvoll die Einrichtung des Chamisso-Preises ist – die Rede von einer »Chamisso-Literatur« ist unglücklich, kaum mehr als ein philologisches Provisorium, das nach einer Ablösung verlangt.

2. »Chamisso-Literatur« ist schon keine glückliche sprachliche Bildung, denn vergleichbare Komposita wie »Goethe-« oder »Kafka-Literatur« haben eine andere Semantik. Mit »Goethe-Literatur« etwa ist die Literatur über Goethe gemeint. Der Ausdruck »Chamisso-Literatur« aber soll nicht Texte bezeichnen, die über Chamisso geschrieben wurden oder werden – sondern von Autoren und Autorinnen *wie* Chamisso. Das kann zunächst einmal heißen, dass sie wie er nicht in Deutschland geboren, dann aber deutschsprachige Autoren geworden sind. Dabei ist unterstellt, dass Chamisso am Anfang dieser deutschen Literatur zweisprachiger Schriftsteller und Schriftstellerinnen stehe. Das ist nicht der Fall.

1772, also 41 Jahre vor *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, erschienen anonym die *Gedichte eines polnischen Juden*. Auch ihr Verfasser, Isachar Falkensohn Behr, war ein Migrant. Sein Lebensweg führte ihn von Litauen zum Medizinstudium nach Sachsen, dann zurück nach Polen und als Arzt über Weißrussland in die Ukraine. Mit seinen Gedichten steht Falkensohn Behr am Anfang der deutsch-jüdischen Literatur. Er selbst war sich dieser Tatsache durchaus bewusst. In seinem den Gedichten vorangestellten »Schreiben an einen Freund« heißt es: »Lieder eines polnischen Juden. ... In der Tat mögen diese Worte wohl in ein paar Tausend Jahren nicht beysammen gestanden haben«.

Falkensohn Behr ist der erste einer beträchtlichen Zahl osteuropäischer Juden, die sich der deutschen Literatur verschrieben haben. Seine Karriere als deutschsprachiger Autor zeugt von der Anziehung, die die deutsche Kultur seit der Aufklärung auf Juden aus Osteuropa ausgeübt hat. Vor allem im 19. und 20. Jahr-



hundert finden sich unter den wichtigsten deutsch-jüdischen Autoren und Autorinnen zahlreiche Osteuropäer, zumal Juden aus Galizien und der Bukowina, wie Karl Emil Franzos und Joseph Roth, Manès Sperber und Elias Canetti, Rose Ausländer und Paul Celan.

Ihnen gemeinsam ist eine bilinguale Sozialisation. Deutsch war in aller Regel nur eine von mehreren Sprachen, mit denen sie aufgewachsen sind. Manès Sperber etwa hat im ersten Teil seiner Autobiografie *Die Wasserträger Gottes* erzählt, wie er sich von Anfang an »zurecht finden mußte zwischen dem Ukrainischen und Polnischen, dem Jiddischen, Hebräischen und Deutschen«. Für viele war Deutsch auch nicht die erste Sprache. Elias Canetti zum Beispiel hat zuerst das mittelalterliche Spanisch der Spaniolen, dann Französisch und Englisch gelernt, bevor er sich das Deutsche aneignete, das dann seine Literatursprache wurde.

Dass ein Ausländer durchaus ein deutscher Autor werden kann, ist also keineswegs ungewöhnlich oder unerhört – wie auch der umgekehrte Fall nicht: dass ein deutscher Autor in einer anderen als seiner Muttersprache schreibt oder geschrieben hat. Dafür hat es viele Beispiele gegeben – gleichfalls lange, bevor sich seit den 60er Jahren das bildete, was man heute die »Chamisso-Literatur« nennt.

Schon Falkensohn Behr wird eine Sammlung französischer Gedichte zugeschrieben, die unter dem Titel *Production d'une muse étrangère* 1783 in St. Petersburg erschienen ist. Aufgrund dieser literarischen Zweisprachigkeit steht Falkensohn Behr am Anfang einer anderen langen Reihe deutsch-jüdischer Autoren, die, zumeist bedingt durch Emigration und Exilierung, außer auf Deutsch auch noch in einer anderen Sprache publizierten. Diese Reihe beginnt mit Ludwig Börne,



Chamissos »Peter Schlemihl« durchwandert mit seinen Siebenmeilenstiefeln die Welt. (Illustration von Emil Preetorius in der Insel-Ausgabe der Novelle)

der in seinem Pariser Exil, entschiedener als Heinrich Heine, auch auf französisch publiziert hat.

Zu den ost-jüdischen Migranten, die im 19. und 20. Jahrhundert nach Deutschland oder Österreich einwanderten, kommen die hinzu, die von 1933 an emigrierten. Sie haben fortan nicht nur in anderen Ländern gelebt, sondern oftmals auch in anderen Sprachen geschrieben und veröffentlicht. Ihre Zahl ist beträchtlich. Zu ihnen gehören etwa Yvan Goll und Robert Neumann, Georges-Arthur Goldschmidt und Elazar Benyoëtz, Jakov Lind und Georges Tabori. Für all diese

# »Interkulturelle Lit »Migrantenliteratur« »letteratura di autori contem »Migrantenliteratur« »Minder »Literatur der Fremde« »Deutsche Literatur von nicht-deutschen »Deutsche Literatur von nicht-deutschen Autoren

zweisprachigen deutsch-jüdischen Autoren scheint der Ausdruck »Chamisso-Literatur« nicht passend.

3. Es gibt allerdings noch ein weiteres Problem, das mit dem Begriff verbunden ist. Die neuere Migranten-Literatur, die er bezeichnet, steht nicht, wie er suggeriert, in der Nachfolge des Romantikers. Chamisso hat keine literarischen Erben, nicht einmal nennenswerte Epigonen gefunden – schon gar nicht unter den deutschen Autoren türkischer, italienischer, polnischer, rumänischer, russischer oder israelischer Herkunft. Einer Literatur in seinem Namen werden sie vor allem zugeschlagen, weil sie mit ihm den Status des Migranten teilen. Doch dieses »tertium comparationis« trägt nicht weit; die Gemeinsamkeiten zwischen dem adeligen Exilanten des frühen 19. und den Kindern süd- und osteuropäischer Arbeitsmigranten des späten 20. Jahrhunderts sind in jeder anderen Hinsicht begrenzt. Die Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die in Chamissos Namen ausgezeichnet worden sind, schreiben und denken nicht wie er. Auch das spricht dagegen, von einer »Chamisso-Literatur« oder gar von »Chamisso-Autoren« zu reden. Diesen wären andere Begriffe vorzuziehen. Die terminologischen Alternativen – wie »Ausländer-« oder »Minderheiten-Literatur«, auch »Literatur der Fremde« – sind allerdings in ihrer jeweiligen Perspektive auch nicht durchweg überzeugend. Vor allem der früh eingeführte Ausdruck »Gastarbeiter-Literatur« hat sich überlebt; er war, im besten Fall, provisorisch und nicht frei von einer ideologischen Befangenheit und ist deshalb inzwischen auch verabschiedet worden. Triftiger ist es sicherlich, Begriffe wie »Migranten-Literatur« oder »interkulturelle Literatur« zu verwenden. Am genauesten scheint der

etwas umständliche Ausdruck zu sein, der als Titel dieses Essays dient. Andere haben ihn schon zuvor verwendet, etwa Immacolata Amodeo, die in einem Aufsatz von 2007 von der »letteratura di autori contemporanei di origine non tedesca« spricht.

4. Aber braucht man überhaupt einen separaten Begriff für die deutsche Literatur der nicht-deutschen Autoren? Doch nur solange, als man sie für eine Ausnahme hält – wie es Thomas Mann noch schien, als er 1911 über Chamisso schrieb. Nun mag sie noch immer nicht den Regelfall darstellen, aber spätestens im Zeitalter der Globalisierung ist sie auch keineswegs mehr marginal oder passager. Es ist an der Zeit, die deutsche Literatur von nicht-deutschen Autoren und Autorinnen in einer anderen Perspektive und in einem größeren Zusammenhang zu sehen.

Ihre Texte sind nur ein Teil der offensichtlichen Internationalität der deutschen Literatur. Sie hat verschiedene Aspekte, politische, soziale, kulturelle und nicht zuletzt ästhetische, und sie ist keine Begleiterscheinung der literarischen Moderne oder gar eine Errungenschaft der vergangenen vierzig, fünfzig Jahre. Schon um 1800 ist sie von aufmerksamen Beobachtern wie Friedrich Schlegel und Jean Paul wahrgenommen worden. Ihren prominentesten Reflex hat sie in Goethes Idee der Weltliteratur gefunden, die allerdings in erster Linie auf einen Austausch und eine Zusammenarbeit von Autoren verschiedener Nationalität abzielte. Allerdings hat Goethe selbst gelegentlich darauf hingewiesen, dass Beziehungen zwischen verschiedenen Literaturen schon seit der Antike bestanden. Diese Art der Internationalisierung durch literaturübergreifende Intertextualität schließt literarische Rezeptions-



eratur«  
 die Literatur«  
 poranei di origine non tedesca«  
 heitenliteratur«  
 »Gastarbeiter-Literatur«  
 »Gastarbeiter-Literatur«  
 Autoren« »Ausländerliteratur«  
 »Ausländerliteratur«

prozesse wie Übersetzung, Vermittlung oder Verarbeitung ein. Goethe selbst hat dafür mit seinem *West-östlichen Divan* ein bedeutendes Beispiel geliefert.

Die deutsche Literatur haben solche Rezeptionsprozesse von allem Anfang an geprägt. Entgegen mancher Theorie besitzt sie eine große Verwandlungs- und Anverwandlungskraft. Sie hat es über die Jahrhunderte vermocht, Europäisches, Amerikanisches, Orientalisches und Asiatisches - Formen, Gattungen, Schreibweisen, Motive, Themen - aufzunehmen. Die deutsche Literatur war nie sehr »deutsch«, und auf keinen Fall war sie nur »deutsch«. Andreas Kelletat hat schon 1995 mit Recht festgestellt: »Sie ist in hohen Graden ein interkulturelles Mischprodukt, ist weit mehr internationale denn autark-nationale Literatur«.

Das scheint, im Vergleich mit anderen Literaturen, nicht ungewöhnlich. Wir kennen, zumindest in Europa, keine Literatur, die nur für sich bestanden und gegen andere sich ganz verschlossen hätte. Keine von ihnen hat sich ausschließlich aus sich heraus entwickelt. Jede von ihnen ist und war in vielfältige Austauschprozesse einbezogen, die teils kultureller, teils literarischer Art sind. Literaturen, zumal die europäischen, sind keine insulären Gebilde.

Literatur ist vielmehr in aller Regel international: die Grenzen einer Sprache, einer Nation, einer Kultur überschreitend. Sie ist ein komplexes Beziehungssystem von Texten, das durch zahllose Verweise und Verknüpfungen zusammengehalten wird. Die Besonderheit der Literatur macht, neben ihrer Sprache, ihre poetische Verfasstheit aus, insbesondere ein gemeinsamer Bestand an Formen, Verfahren, Themen und Motiven, an dem grundsätzlich alle Literaturen teilhaben.

Es sind bestimmte Denkgewohnheiten, die uns daran hindern, solche einfachen Tatsachen zu erkennen und anzuerkennen, in unserem Fall durchaus wissenschaftliche. Die sozusagen klassische Ideologie der Germanistik hat Jacob Grimm in der Vorrede zum ersten Band des *Deutschen Wörterbuchs* 1854 formuliert, als er die Eigenständigkeit der deutschen Sprache behauptete, die vermutlich auch für die Literatur gelten sollte: »alle sprachen, solange sie gesund sind, haben einen naturtrieb, das fremde von sich abzuhalten«. Selbst wenn nicht jeder Germanist diesen Satz noch unterschreiben würde: Die Idee - und die Ideologie - der autonomen Sprache und Literatur ist bis heute in den Philologien stark, und sie wirkt bis deren akademische Organisation hinein.

Dabei wäre es längst angebracht, über neue, postnationale Konzepte von Einzelliteraturen nachzudenken. Diese Bemühung steckt, gerade was die deutsche Literatur betrifft, noch in den Anfängen. Innerhalb der Germanistik ist sie weitgehend in die Abteilung »interkulturelle Germanistik« ausgegliedert worden, von der aus sie viel zu wenig auf das Gesamtfach zurückwirken konnte. Die Internationalisierung der Nationalliteraturen, einschließlich der deutschen, ist gar nicht zu übersehen. Es wird Zeit, sie auch konzeptionell einzuholen. Die deutsche Literatur von nicht-deutschen Autoren und Autorinnen wäre dafür ein guter Ausgangspunkt. ::

# Chamisso-Umschau

Chamisso lebt –  
in Archiv und Ausstellung,  
Buch, Bild und Blog,  
Internet und Konferenz

Von Michael Bienert

## Erfolgreicher Außenseiter

Dichter und Sprachforscher, Naturwissenschaftler und Weltreisender: So vielseitig der Namensgeber des Chamisso-Preises war, so vielseitig ist seine weltweite Rezeption. In den vergangenen Monaten wurde Adelbert von Chamisso (1781–1838) vor allem als Naturforscher öffentlich sichtbar. Zweihundert Jahre nach seiner Gründung suchte das Berliner Museum für Naturkunde in seinen Sammlungen nach Objekten, die Chamisso der Berliner Universität überlassen hatte. Ausgestopfte Vögel, eine Orgelkoralle, der Schädel eines Seelöwen, Fische und Schlangen in Alkohol oder Holzmodelle von Walen wurden in der Jubiläumsausstellung des Museums präsentiert. Auch Ausstellungen im Martin-Gropius-Bau und im Botanischen Museum zum Berliner Wissenschaftsjahr zeigten Präparate, die auf Chamissos Sammlungstätigkeit zurückgehen, darunter Leihgaben aus St. Petersburg, wo sich sein Herbarium erhalten hat.

## Geschichtspanorama

Als herausragende Gestalt seiner Epoche würdigt der Schriftsteller Günter de Bruyn den Dichter in seinem neuen Buch *Die Zeit der schweren Not*. Der Titel zitiert einen lyrischen Seufzer Chamissos, geäußert in der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon, als der geborene Franzose und Wahlpreuße zwischen alle Fronten geriet. In dieser Zeit schrieb er mit *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* sein bekanntestes Buch, die Geschichte eines Mannes, der durch den Verkauf seines Schattens in eine vergleichbare Außenseiterposition gerät.

Chamisso selbst gelang es, sich auf dem langen Umweg über die Weltreise und durch eine wissenschaftliche Karriere daraus zu befreien – anders als seinem



Alkoholpräparat eines Fisches der Gattung »Kaninchenfische« aus der Forschungssammlung des Berliner Museums für Naturkunde.

Im Hintergrund das neu entdeckte Chamisso-Porträt aus der »Loose Blätter Sammlung« in Tromsødal.

Zeitgenossen Heinrich von Kleist, dem die Verwandlung vom Adligen in einen Bürger misslang und der sich vor zweihundert Jahren das Leben nahm. Chamisso nutzte die Chancen, die ihm eine Zeit der politischen Unruhe und gesellschaftlichen Umbrüche in Preußen bot. In Günter de Bruyns zweibändigem Geschichtspanorama der Jahre 1786 bis 1815 ist er der glücklich Davongekommene, dem der Historiograf das letzte Wort überlässt:

Alles wird beim alten bleiben,  
Alles gehen wie gebracht  
Das ist's, schluchzt sie, das ist's eben,  
Was so sehr mich weinen macht.







### Kunersdorfer Musenhof

»Durch den Machtspruch von Ehrenmännern in Untätigkeit gebannt, bring' ich den Sommer bei dem Herrn von Itzenplitz auf seinen Gütern zu, in Cunersdorf bei Wriezen, und beschäftige mich allein mit der Botanik, wozu ich die herrlichsten Hülfen habe. Ich helfe hier übrigens auch den Landsturm exerzieren und kommt es zu einem Bauernkrieg, so kann ich mich wohl darein mischen«, schrieb Adelbert von Chamisso im Mai 1813 aus dem Oderbruch, weit ab von Berlin, wo ihn Freunde vor der antifranzösischen Stimmung zu Beginn der Befreiungskriege gegen Napoleon in Sicherheit gebracht hatten. Auf dem Gut Kunersdorf erfand er für die Kinder seiner Gastgeber die Schlemihl-Geschichte, die seinen Weltruhm begründete.

Das Schloss brannte 1945 aus und wurde abgerissen. In einem Nachbargebäude mit großem Garten knüpfen seit 2006 Margot Prust, Inge Bärtsch und Marion Schulz an die Tradition Kunersdorfs als Musenhof an. Sie verlegen Bücher in ihrem Findling Verlag, wohnen im Haus, veranstalten Lesungen und Ausstellungen. 2009 war die Schriftstellerin Regina Scheer drei Monate als Literaturstipendiatin zu Gast. In den Sommermonaten ist der neue »Kunersdorfer Musenhof« an Wochenenden für Ausflügler geöffnet, eine Ausstellung über Chamisso wird vorbereitet; genaue Informationen findet man auf der Homepage [www.kunersdorfer-musenhof.de](http://www.kunersdorfer-musenhof.de).

### Literarische Chamisso-Gesellschaft

In Kunersdorf wurde am 17. April 2010 die Chamisso-Gesellschaft ins Leben gerufen. Laut Satzung will der Verein literarische, kulturelle und wissenschaftliche Projekte im Geiste des Namensgebers fördern. Arbeitsschwerpunkte sollen der internationale

Kulturaustausch, die Erschließung von Chamissos Werk und die Unterstützung der regionalen Kulturarbeit in Kunersdorf sein. Die Chamisso-Gesellschaft hat ihren Sitz zwar in der brandenburgischen Provinz, streckt ihre Fühler jedoch zugleich in die weite Welt aus. Zur Gründungsversammlung kamen der Londoner Germanist Bernd Ballmann und der Autor Peter Wortsmann aus New York, der Chamissos *Peter Schlemihl* neu ins Englische übersetzt hat. Die Berliner Staatsbibliothek war durch Jutta Weber vertreten, die dort den Nachlass Chamissos wissenschaftlich betreut. Seine Biografin Beatrix Langner wurde zur ersten Vorsitzenden des Vereins gewählt. Sie möchte nicht nur die Erinnerung an Chamisso wach halten und die weltweite Forschung fördern, sondern auch Kulturprojekte mit und für Migranten unterstützen.



### Internetforum

Bis ein Verein sich gefunden und eine leistungsfähige Arbeitsstruktur entwickelt hat, dauert es einige Zeit, das gilt auch für seine Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit. Laut Satzung der Chamisso-Gesellschaft soll eine Website künftig den weltweiten Gedankenaustausch unter seinen Freunden fördern, doch bei der Realisierung klemmt es noch. Als vorläufige Adresse dient seit Oktober 2010 ganz zeitgemäß ein Blog mit Neuigkeiten und Veranstaltungshinweisen rund um Chamisso. Dort sind alsbald Meldungen über neue Forschungsvorhaben und Exponate von Chamissos Weltreise in laufenden Ausstellungen eingelaufen, und sehr schnell hat sich das Webtagebuch zu einem

:: **Klasse, Ordnung, Art.** Ausstellungskatalog des Berliner Museums für Naturkunde. Rangsdorf: Basiliken-Press, 2010. 336 Seiten, 22,50 Euro  
 :: Günter de Bruyn, **Die Zeit der schweren Not: Schicksale aus dem Kulturleben Berlins 1807–1815.** Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2010. 432 Seiten, 24,95 Euro

Archiv der aktuellen Chamisso-Rezeption entwickelt. Das Blog ist für alle Internetbenutzer einsehbar, für Kommentare und Einträge ist eine Registrierung erforderlich. Wer das scheut, kann Beiträge und Hinweise direkt an die Redaktion (webmaster@text-der-stadt.de) schicken, die Seite ist unter [www.chamisso-forum.blogspot.com](http://www.chamisso-forum.blogspot.com) einsehbar.

**Ein unbekanntes Porträt**

»Loose Blätter Sammlung« heißt ein privates Archiv im norwegischen Tromsdalen, das neben Erstaussgaben und einem Brief Adelbert von Chamissos seit kurzem auch eine Bleistiftzeichnung (S. 22) des Dichters besitzt. Es stammt aus dem Nachlass der Malerin Caroline Bardura. Sie lebte von 1819 bis 1827 in Berlin und führte mit ihrer Schwester einen Salon, in dem auch Chamisso verkehrte. Der Germanist Michael Schmidt von der Universität Tromsø ist im Antiquariatshandel auf das Blatt aufmerksam geworden und erforscht jetzt seine Geschichte. Kontakt: Michael.Schmidt@uit.no.

**Eine Konferenz in Paris**

»Korrespondenzen und Transformationen« lautet das zentrale Thema einer internationalen Chamisso-Konferenz, die vom 9. bis 11. Juni stattfindet. Ausgerichtet wird sie von der Universität Tromsø im französisch-norwegischen Studienzentrum in Paris, beteiligt ist auch die Staatsbibliothek zu Berlin. »Gefragt sind Beiträge, die Chamissos wissenschaftliche Verbindungen und Kontakte darstellen, seine Einbindung in wissenschaftliche Netzwerke untersuchen oder der Frage nachgehen, inwieweit er zum Aufbau von Netzwerken beitrug«, schreiben die Organisatorinnen Marie-Theres Federhofer und Jutta Weber in ihrer Einladung. Außerdem sollen die Referenten »das weite Feld der literarischen, intertextuellen und interkulturellen Beziehungen in den literarischen Texten Chamissos« ausleuchten. Das dreitägige Expertengespräch dürfte der Höhepunkt der internationalen Chamisso-Rezeption in diesem Jahre sein. Es wird in einem Konferenzband dokumentiert. Informationen unter [www.chamissokonferenz2011.uit.no](http://www.chamissokonferenz2011.uit.no).

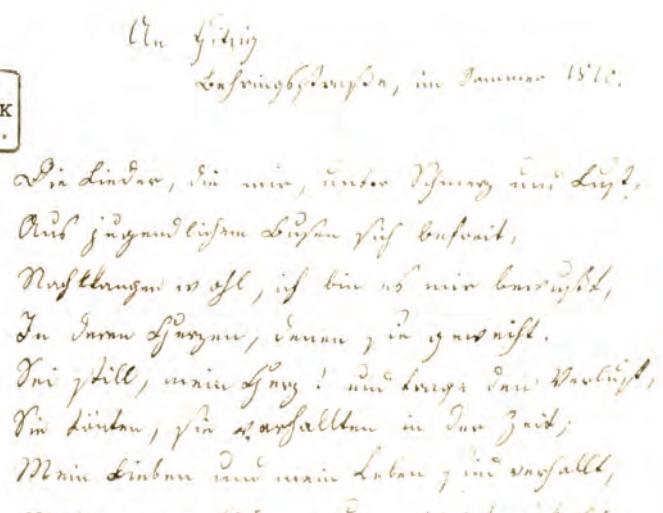


**Arbeit am Nachlass**

Chamissos schriftlicher Nachlass in der Berliner Staatsbibliothek umfasst neben Manuskripten und Briefen auch Urkunden, Reisepässe, Zeitungsausschnitte, Kartotheken und Notizbücher, er spiegelt die ganze Vielschichtigkeit seines Lebens wider. Mit rund

23 000 Blättern in 34 Archivkästen gehört er zu den umfangreichsten und vollständigsten literarischen Nachlässen aus dem frühen 19. Jahrhundert. Die Papiere stecken in grauen Mappen mit kyrillischer Beschriftung, denn als Kriegsbeute reisten sie nach dem Zweiten Weltkrieg in die Sowjetunion, wo auch ein Nachlassverzeichnis angelegt wurde. Es erfasst den Inhalt der Kästen allerdings nur grob. Mit finanzieller Unterstützung der Robert Bosch Stiftung kann in diesem Jahr die Feinerschließung, Restaurierung und Digitalisierung der Papiere beginnen. Zwei Jahre sind dafür veranschlagt, wenn alles wie geplant läuft, wird der vollständige Nachlass 2013 über das Internet den Chamisso-Forschern weltweit zugänglich sein. Vorläufig ausgenommen bleiben lediglich die ungeordneten Notizzettel Chamisso zu einem hawaiianischen Wörterbuch, für deren Bearbeitung erst noch ein Spezialist gefunden muss.

Die Internetpräsentation der Staatsbibliothek könnte ein erster Schritt zu einem digitalen Chamisso-Archiv sein, das später durch Dokumente aus naturkundlichen Museen und Archiven erweitert werden sollte. Um Chamissos vielfältigen Forschungsinteressen und seine Mehrsprachigkeit gerecht zu werden, muss eine multidisziplinäre und internationale Community von Forschern an seinem Nachlass arbeiten. In der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek war das nur ansatzweise möglich, das Internet bietet nun die Chance, die Beschäftigung mit Chamisso weltweit auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. ::





# Die Nähe suchen, um die Distanz zu wahren

Reportage über eine Reise nach Bosnien-Herzegowina mit dem Grenzgänger-Stipendium

Von Nicol Ljubić

Am Anfang war das Plakat. Es hängt immer noch dort, wo ich es im Urlaub vor fünf Jahren zum ersten Mal gesehen habe: am rechten Straßenrand, kurz vor Trogir, diesem Ort an der dalmatinischen Küste, dessen Altstadt zum Weltkulturerbe gehört. Auf dem Plakat ist ein Foto von Ante Gotovina in Uniform zu sehen, dazu die Worte »Unser Held«.

Wie konnte es sein, dass ein und derselbe Mensch für die einen ein Kriegsverbrecher ist und für die anderen ein Held? Der ehemalige General steht mittlerweile vor dem Tribunal in Den Haag, ihm wird vorgeworfen, für die Ermordung von mindestens 37 Personen, für Plünderung, Brandschatzung und Zerstörung von Dörfern und Städten und die Vertreibung von mehreren zehntausend Serben verantwortlich zu sein. Wie kann man solch einen Menschen verehren? Und kann man einen Menschen lieben, der solch einen Menschen verehrt?

Es waren diese Fragen, die mich zur Geschichte meines Romans brachten: Ein junger Bosniake, sechzehn Jahre alt, flieht während des Krieges aus seiner Heimat. Er kommt nach Deutschland und verliebt sich in eine Serbin. Was er nicht weiß: Sie ist die Tochter eines Kriegsverbrechers.

Das war der Plot, den ich mir ausgedacht hatte. Die Geschichte aber ließ sich so nicht schreiben, sie bedurfte der Recherche. Ich konnte nicht schreiben, ohne in Bosnien gewesen zu sein. Ich wollte, dass die Geschichte möglich wäre, dass sie mit der Realität der Men-

schen und ihrem Nachkriegsalltag zu tun hätte. Wie wichtig das wäre, hat mir später auch Slavenka Drakulić in einem Gespräch bestätigt: Ein Buch, das sich mit dem Krieg in Bosnien befasste, durfte keine falschen Fakten enthalten, weil eine falsche Jahreszahl oder ein falscher Name sofort die Glaubwürdigkeit des ganzen Buches in Frage stellen.

Blieb die Frage: Wer würde mir aufgrund nur dieser Idee eine Recherchereise finanzieren? Wer – außer mir – hätte Vertrauen in meinen erdachten Plot? Ohne Unterstützung hätte ich mir die Recherche und das Schreiben nicht leisten können. Ich hatte keinen Mäzen im Bekanntenkreis, blieb also nur ein Stipendium. Leider aber hatte ich mit Bewerbungen noch nie Erfolg gehabt, statt Geld stets nette Formbriefe als Antwort erhalten, in denen mir mitgeteilt wurde, dass das Geld an andere ginge, aber ich es gern nächstes Jahr noch mal versuchen könne – was ich in der Regel auch tat. Im Internet erfuhr ich zum ersten Mal vom Grenzgänger-Programm: »Autoren können Unterstützung erhalten bei Recherchen für Veröffentlichungen, die die Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas als Thema grenzüber-





schreitend und für ein breites Publikum aufbereiten.« Und weiter: »Das Genre kann von literarischer und essayistischer Prosa, Foto(text)bänden, Kinder- und Jugendbuchliteratur über Drehbücher für Dokumentar- und Spielfilme bis zu Hörfunkbeiträgen reichen.«

Ich stellte einen Lebenslauf, ein Exposé und einen Rechercheplan zusammen, bewarb mich und bekam zu meiner eigenen Überraschung statt des Formbriefes das Geld. Die Bedingungen: Ich musste einen Kostenplan erstellen und sollte das Geld nur zweckgebunden ausgeben. Mit meiner Veröffentlichung sollte ich auf die Förderung hinweisen, außerdem wurde eine sorgfältige Abrechnung verlangt und ein Abschlussbericht.

## Es war schwierig, Gesprächspartner zu finden, viele sagten ab

Im Sommer 2007 fuhr ich für zehn Tage nach Bosnien-Herzegowina. Ich hatte in Sarajevo einen Bekannten, der mir helfen sollte und mit dem ich dann von Sarajevo über Pale nach Višegrad und Foca reiste, später allein noch weiter nach Belgrad. Ich hatte klare Vorstellungen:

Ich wollte mit einem Arzt über dessen Krankenhausaufenthalt während des Krieges reden; der Vater meiner muslimischen Hauptfigur sollte Arzt sein.

Ich wollte mit einer Familie sprechen, die zu Fuß aus ihrem Heimatdorf flüchten musste; so wie ich es mir für die Familie meiner Hauptfigur überlegt hatte.

Für einen Tag im Sommer 2006 fotografierten Kinder und Jugendliche im Dokumentarprojekt »this is« mit Einwegkameras ihr Leben und ihre Stadt.

Ich wollte jemanden treffen, der Nikola Koljevic kannte, den serbischen Professor für Anglistik an der Universität von Sarajevo, der während des Krieges zum ideologischen Führer der bosnischen Serben wurde und später Selbstmord beging. Er sollte das reale Vorbild meiner Figur des Kriegsverbrechers sein.

Vor Ort hat sich dann gezeigt, wie schwierig es ist, Menschen zu finden, die mit mir reden wollten. Vor allem einen Arzt zu finden, schien anfangs nahezu unmöglich. Einer hatte anfangs zugesagt und dann ein paar Stunden vor dem verabredeten Treffen angerufen und erzählt, er habe die ganze Nacht wach gelegen, er habe sogar seit langer Zeit zum ersten Mal wieder geraucht, er sagte, er habe seit Jahren nicht mehr an die Erlebnisse während des Krieges gedacht, aber mit meiner Bitte, ihn sprechen zu dürfen, sei alles wieder präsent gewesen. Ich solle es ihm nicht übel nehmen, aber er wollte nicht mehr darüber reden.

Bei den Menschen, die sich bereit erklärten, mich





© Hana



© Edin



© Arjana



© Zerina

zu treffen, kam es während des Gesprächs jedes Mal zu einem Punkt, an dem ihre Stimme stockte und Tränen in die Augen stiegen. Es waren aber genau diese Gespräche, die mir halfen, über meine Geschichte nachzudenken. Jedes einzelne Gespräch hatte einen Wert, manchmal waren es Details aus Erzählungen, die mir haften blieben, manchmal warfen sie Fragen auf und manchmal nahmen sie Einfluss auf das Konstrukt meiner Geschichte.

In Sarajevo kam ich in Kontakt mit einem Professor, der Student bei Nikola Koljevic gewesen war. Das Faszinierende an dem Gespräch über ihn war, dass er ein äußerst herzlicher und zuvorkommender Mensch gewesen zu sein schien, einer, der einem Gentleman ähnelte, der Jazz liebte und guten Wein. Und einer, der seinen Sohn bei einem Skiunglück verlor und danach ein gebrochener Mann war, der anfang zu trinken, sich zurückzog und depressiv wurde.

Es war diese menschliche Seite, die ihn als Vorbild für meine Figur so interessant machte. Auch ein Kriegsverbrecher konnte ein fürsorglich liebender Vater sein.

In Višegrad erfuhr ich von einem Haus in der Pionirska Straße, in das eine Familie während des Kriegs gelockt und angezündet worden war. Den Tätern wurde Jahre später vor dem Kriegsverbrecher-Tribunal in Den Haag der Prozess gemacht. Dieses Verbrechen, das war mir bald klar, sollte als reale Vorlage für meinen Roman dienen.

Es ist schwierig für mich, jede Einzelheit zu benennen, die Einfluss auf meinen Roman genommen hat. Es sind Eindrücke, Anekdoten, Gedanken, Sätze, Begegnungen, die sich im Buch wiederfinden. Insofern war die Reise ungemein wichtig für mich. Sie hat das gebracht, was ich mir erhofft hatte: ein klares Bild von meiner Geschichte.

Und trotzdem war ich nicht in der Lage, sie zu schreiben, über Monate quälte ich mich mit den ersten Seiten, bis mir klar wurde, dass ich an meiner Erzählperspektive scheiterte. Nach meiner Reise nach Bosnien kam mir die Auswahl meiner beiden Hauptfiguren anmaßend vor: Wie konnte ausgerechnet ich über das Leben zweier Kriegsflüchtlinge schreiben? Ich selbst hatte den Krieg in Deutschland im Fernsehen verfolgt – und nicht mal besonders interessiert. Erst als aus meiner anfangs erdachten muslimischen Hauptfigur ein kroatisch-stämmiger Deutscher wurde, der den Krieg aus der Distanz wahrgenommen hatte, konnte ich schreiben.

Am Ende wurde es die Geschichte einer serbischen Studentin, die sich in Berlin in einen Deutschen verliebt, der sich nie sonderlich für seine kroatische Herkunft interessiert hatte. Was er lange nicht weiß: Sie ist die Tochter eines Kriegsverbrechers, dem vor dem Tribunal in Den Haag der Prozess gemacht wird.

Manchmal muss man die Nähe suchen, um die Distanz zu wahren. Aber auch das wurde mir erst dank der Recherche klar, ohne die ich den Roman *Meeresstille* nicht hätte schreiben können. ::

# »Man nimmt von beiden Seiten und erfindet Eigenes dazu.«



Germaine Goetzinger, Direktorin des Centre national de littérature/Lëtzebuenger Literaturarchiv, gibt im E-Mail-Interview Auskunft über die luxemburgische Sprache, das Lëtzebuergesch

**Die automatische Antwort auf meinen Kontaktversuch per E-Mail hat mich verblüfft: In der Betreffzeile stand »absence« und im Text »Ech sinn am Congé bis de 4. Januar. Duerno mellen ech mech.«**

Wer zum ersten Mal mit Luxemburg in Kontakt kommt, wundert sich über eine Sprachsituation, die gekennzeichnet ist durch ein komplexes Neben-, Mit- und Gegeneinander von mindestens drei Sprachen. In den großen Tageszeitungen gibt es bunt gemischt deutsche, französische und luxemburgische Artikel und Anzeigen. In der Werbung wird nach dem Modell *Libo. La lecture a un nom. Libo Liesen erliewen (Luxemburger Wort* vom 25. 1. 2011) die Koexistenz mehrerer Sprachen fast schon zur Regel erhoben.

Lëtzebuergesch, das 1984 als Ergebnis einer langen historisch-politischen Entwicklung per Gesetz zur Nationalsprache erhoben wurde, ist im Bereich der mündlichen Kommunikation die Primärsprache. Deutsch und Französisch sind Sekundärsprachen, deren Gebrauch auf verschiedene Bereiche beschränkt ist; Französisch gewinnt an Terrain durch die verstärkte Präsenz romanophoner Migranten. Bei der Schriftsprache sind Deutsch und Französisch dominant.

**Wie kann man die luxemburgische Sprache beschreiben?**

Die historische Grundlage des Luxemburgischen ist das Westmoselfränkische. Da aber das luxemburgische Sprachgebiet im Westen an die germanisch-romanische Sprachgrenze stößt, gibt es viele Gelegenheiten zu Sprachkontakten, die bewirken, dass das heutige Luxemburgisch sich längst von seiner Grundlage entfernt hat und sich in Richtung einer germanisch-romanischen Mischsprache entwickelt.





Offiziell ist Luxemburg heute Mitglied der *Francophonie*. Eine wesentliche Rolle spielt, dass Luxemburg früher zweisprachig war und neben dem *Quartier germanique* einen *Quartier wallon* umfasste, der 1839 Belgien zugesprochen wurde und heute der belgischen *Province du Luxembourg* entspricht. Ein Relikt aus jener Zeit ist Französisch als Sprache der Gesetzgebung.

Luxemburg kennt - wahrscheinlich durch die spezifische soziolinguistische und politische Situation - einen hohen Grad an sprachlicher Produktivität, die dazu beiträgt, die sprachliche Eigenständigkeit abzusichern. Man nimmt von beiden Seiten und erfindet Eigenes dazu. Offensichtlich ist ein Großteil der Wörter romanischen Ursprungs, doch sie werden bei der Integration



auf der ersten statt der letzten Silbe betont. So sagen die Luxemburger *Merci* für Danke und *Prübbeli* (frz. *parapluie*) für Regenschirm oder *Krepéng* für Plunder (frz. *saint-crépin* für Handwerkszeug im Schustersack).

Nicht immer verdrängen die romanischen Wörter die ursprünglich germanischen, es gibt für ein und denselben Gegenstand mehrere Bezeichnungen: Briefmarken sind *Timberen* oder *Käppercher* (Köpfchen), ein Trödler heißt *Frippchen* oder *Lompekréimer*, ein Kühlschrank heißt *Friigo*, *Frigidaire* oder *Killschaf*. Häufig sind im Bereich der Wortbildung germanisch-romanische Komposita wie *Frigosdir* (Kühlschranktür), *Framboisdrëpp* (Himbeerschnaps) oder *Pompjeesprëtz* (Feuerspritze). Manchmal ist die lexikalische Kreativität auch die Grundlage einer eigenständigen idiomatischen Produktivität. So heißen Streichhölzer *Fixfeier* oder *Fix*. Wer reizbar ist, *geet an Lut wéi Fix-*

*feier*. Wer dünne Gliedmaße hat, hat *Ärm a Been wéi Fixspéin*. Eine Streichholzschachtel ist eng *Fixfeierskëscht* oder eine *Fixkëscht*. Am Beispiel Fußball lässt sich veranschaulichen, dass eine kulturhistorische Sonderentwicklung sich auch als entsprechendes Sprachsediment wiederfindet. So ist in der Luxemburger Fußballsprache ein Mittelfeldspieler ein *Zenterhaaf*, ein Verteidiger ein *Bäck*, ein Torwart ein *Goolkip* und ein Eckball ein *Korner*.

### Wie viele Menschen, welche Menschen sprechen Lëtzebuergesch?

Luxemburgisch wird von der breiten Mehrheit gesprochen, ist also keineswegs eine Minderheiten-



sprache. Es hatte aber nie eine Monopolstellung inne, ist keine Amtssprache der Europäischen Union und wurde nie politisch geschützt wie das Isländische etwa. Insgesamt sind sprachregulierende Eingriffe staatlicherseits eher selten, so dass die Verwaltung und die Gerichte in den drei Sprachen arbeiten. Dabei obliegt die Sprachwahl nicht dem Amt oder dem Gericht, sondern dem Ermessen des Bürgers, der sich an die öffentliche Instanz wendet.

Sprachgemeinschaft und Einwohnerschaft des heutigen Staates sind nicht unbedingt identisch, denn das Sprachgebiet ist größer als das Staatsgebiet. Es reicht bis ins Areler Land nach Belgien und als *francisque mosellan* nach Lothringen in Frankreich. Luxemburgisch wird vereinzelt auch in den USA gesprochen, besonders im Mittleren Westen.

Andrerseits kann man nicht alle 500 000 Einwohner über einen Kamm scheren. Luxemburg ist migrationsbedingt ein überaus multilinguales und multikulturelles Milieu, gekennzeichnet durch eine stark verbreitete Mehrsprachigkeit. Unter der Bedingung urbaner Vielfalt entwickeln sich in den Ballungsräumen immer neue Varianten, die wenig empirisch untersucht sind, die aber einen Nährboden sowohl für sprachliche Individualisierung als auch für literarische und kulturelle Kreativität darstellen. Wichtiger als die Beherrschung einer Einzelsprache wird dann der Zugang zu einer anerkannten Form von Mehrsprachigkeit.

### **Welche Rolle spielte in der Geschichte das Lëtzebuergesche für die kulturelle Identität des kleinen Landes?**

Lëtzebuergesch war im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert als Volkssprache vorerst Oppositions- und Widerstandssprache gegen das Hochdeutsche und das Französische der Notabeln und markiert das Eintreten für die Idee der Volkssouveränität. So verstand Charles Mathias André 1848, als er sich auf Lëtzebuergesch an die Ständeversammlung wandte, die Sprachwahl als politisches Zeichen des demokratischen Protests: Fragen, die das Volk betrafen, sollten in der Sprache des Volkes abgehandelt werden.

Einen entscheidenden Durchbruch erfuhr es während des Zweiten Weltkriegs, als Großherzogin Charlotte sich aus dem Londoner Exil über BBC in luxemburgischer Sprache an die Bevölkerung wandte. Diesen Rundfunkansprachen kam eine große Bedeutung zu, da sie außenpolitisch die Zugehörigkeit Luxemburgs zum Lager der Alliierten markierten und nach innen

den Widerstand der Luxemburger gegen die Besatzungsmacht absicherten.

Diese Entwicklung wurde noch deutlicher im Ergebnis der so genannten Personenstandsaufnahme, die von der deutschen Zivilverwaltung am 10. Oktober 1941 durchgeführt werden sollte. Neben den üblichen Angaben zur Person verlangte der Fragebogen die Beantwortung von drei politisch verfänglichen Fragen: Staatsangehörigkeit, Muttersprache, Volkszugehörigkeit. Im Kleingedruckten wurde ausdrücklich erklärt, dass Luxemburgisch nicht als Muttersprache gelte. In Luxemburg hatte man verstanden, was auf dem Spiel stand; der antifaschistische Widerstand setzte sich durch mit dem Motto *Dräimol Lëtzebuergesch*.

Heute ist Lëtzebuergesch eine wichtige Integrationsprache geworden, insbesondere für junge Menschen. Entsprechend boomt sie in der digitalen Kommunikation. Jugendliche benutzen im Internet und beim Schreiben von E-Mails und SMS bevorzugt Lëtzebuergesch, oft in einer eigenwilligen Wildwuchsform.

### **Wird auch Literatur auf Lëtzebuergesch geschrieben?**

Das Bemühen um eine Luxemburger Orthographie, eine Grammatik sowie um Wörterbücher reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Als Literatursprache tritt es 1829 in Erscheinung, als der Mathematikprofessor Antoine Meyer das erste Buch in luxemburgischer Sprache *E' Schrek ob de'Lezebuergescher Parnassus* herausbringt. Dreißig Jahre später führt der hauptstädtische Turnverein Gym die ersten Theaterstücke in luxemburgischer Sprache von Dicks (1823–1891) auf. Zu erwähnen sind darüber hinaus die patriotische Lyrik von Michel Lantz (1820–1893) und das satirische Versepos *Renert* von Michel Rodange (1827–1876). Spätestens seitdem kann man sagen, dass Luxemburgisch sich als Literatursprache etabliert hat, auch wenn es noch bis 1928/29 dauern wird, bis Sigg yu





:: Claude D. Conter und Nicole Sahl (Hrsg.),  
**Aufbrüche und Vermittlungen /  
 Nouveaux horizons et médiations.**  
 Beiträge zur Luxemburger und europäischen Literatur- und Kulturgeschichte /  
 Contributions à l'histoire littéraire et  
 culturelle au Luxembourg et en Europe.  
 Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2010



Lëtzebuerg mit *Ketten* und 1948 Fred Gremling mit *Dohém* erste Romane vorlegen.

Eine regelrechte Aufbruchstimmung setzt Mitte der 1980er Jahre ein, als mit Guy Rewenigs Roman *Hannert dem Atlantik* die Periode des neuen Luxemburger Romans beginnt, der durch drei Grundoptionen gekennzeichnet ist: die Wahl des Luxemburgischen als Literatursprache, die Hinwendung zu einer konsequent modernen Erzählform und die thematische Gestaltung der Entwicklung in der Luxemburger Nachkriegs- und Gegenwartsgesellschaft. Roger Manderscheids Romantrilogie *schacko klak* (1988), *de papagei um käschtebam* (1991), *feier a flam* (1995) erscheint in deutscher Übersetzung im Gollenstein Verlag.

### Wie taucht Lëtzebuergesch in den anderen Medien auf?

Neben Deutsch und Französisch hat sich Luxemburgisch in der Presse seit etwa sechzig Jahren eine feste Position gesichert. Eine wichtige Rolle spielte dabei die *Actioun Lëtzebuergesch*. Familienanzeigen etwa, bei denen man früher auf das Französische zurückgriff, werden heute mehrheitlich in luxemburgischer Sprache verfasst.

Seit den 1930er Jahren gibt es Rundfunkprogramme in luxemburgischer Sprache. Am 18. Oktober 1955 ging Radio Lëtzebuerg UKW auf Sendung. Ab 1969 wird das Fernsehwochenmagazin *Hei elei - kuck elei*, seit 1991 ein tägliches Programm in Luxemburger Sprache gesendet. Auch die Filmproduktion macht die Entwicklung mit: Der erste Spielfilm in luxemburgischer Sprache *Wat huet e gesot?* von Georges Fautsch, Maisy Hausemer und Paul Scheuer lief 1981 an. Filme von Andy Bausch (\*1959), der die Sprachmischung gerade zum Markenzeichen seiner Spielfilme wie *Troublemaker* (1988), *Three Shake-a-leg Steps to Heaven* (1993), *Back in Trouble* (1997), *Le Club des Chômeurs* (2001) oder *Trouble no*

*more* (2010) macht, genießen heute Kultstatus. Sein Lieblingsstar, der Ausnahmeschauspieler Thierry Van Werweke, der 2003 für seine Rolle in *Le Club des Chômeurs* mit dem Luxemburger Filmpreis ausgezeichnet wurde, verdankt seine Authentizität weitgehend seinem Umgang mit der luxemburgischen Sprache.

### Welche Bedeutung hat das Lëtzebuergesche für Schriftsteller? Gibt es eine literarische Szene?

Es gibt eine mehrsprachige Luxemburger Literaturszene. Geschrieben wird Lëtzebuergesch, Deutsch, Französisch und dazu noch Englisch, Italienisch, Portugiesisch, Spanisch. Viele Schriftsteller nutzen das sprachspielerische und sprachkreative Mischen der Sprachen als literarisches Ausdrucksmittel. So findet man schon in den Theaterstücken von Dicks im 19. Jahrhundert parodistische Verballhornungen des Deutschen und des Französischen. Italienische Einsprengsel gibt es in den französischsprachigen Texten von Jean Portante, französischsprachige in den deutschsprachigen von Jean Krier.

Zum Erstarben der Literaturszene in den letzten Jahrzehnten hat das Entstehen von Literaturverlagen (Binsfeld, Op der Lay, Phi, ultimomondo), die Gründung eines Schriftstellerverbandes, das Erscheinen literarischer Zeitschriften, die Vergabe nationaler Literaturpreise sowie die Gründung des *Centre national de littérature* und das Bemühen um eine Literaturförderpolitik beigetragen.

### Was macht Ihr Luxemburgisches Literaturarchiv? Seit wann existiert es?

Das 1995 gegründete *Centre national de littérature/Lëtzebuurger Literaturarchiv* ist mit dem *Centre national de l'audiovisuel* eines der beiden jüngsten staatlichen Kulturinstitute. Das CNL ist einerseits Forschungseinrichtung mit Bibliothek und Archiv, andererseits Literatur- und Kulturhaus mit einem weitgespannten Veranstaltungsprogramm.

Es erfüllt dementsprechend eine doppelte Aufgabe: Bewahrung des literarischen Erbes auf der einen Seite und Förderung des zeitgenössischen literarischen Lebens andererseits. Mehr Informationen findet man unter <http://www.cnl.public.lu/>.

Die Fragen stellte Irene Ferchl.

# Es begann mit einer Liebeserklärung ...

## Schreibwerkstätten »Viele Kulturen – eine Sprache« innerhalb der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010

Von Klauspeter Sachau

Zum vierten Mal richtete die Robert Bosch Stiftung im Oktober 2007 Chamisso-Tage aus – zum ersten Mal »an der Ruhr«. Bei der Abschlussveranstaltung im Dortmunder Rathaus gab es eine offizielle Liebeserklärung der Vertreter des Landes, der Städte des Ruhrgebietes und besonders der Geschäftsleitung der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010 und den großen Wunsch, diese wunderbaren Chamisso-Tage 2007 sollten doch unbedingt ihre Fortsetzung in einem Beitrag der Robert Bosch Stiftung in der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010 finden.

Die Liebe wurde erwidert – hatte die Robert Bosch Stiftung doch die besondere Situation des industriellen und nachindustriellen Ballungsraums Ruhrgebiet als Migrations- und Integrationsgebiet kennengelernt. So wollte RUHR.2010 ein wenig von den Erfahrungen weitergeben, die in der Zusammenarbeit mit dem Kultusministerium des Landes Baden-Württemberg und dem Literaturhaus Stuttgart in einer die gesamte Schullaufbahn begleitenden literarisch-sprachlichen Bildung gewonnen worden waren.

So kam es zum Beitrag »Viele Kulturen – eine Sprache« innerhalb des Programm-Segments »Sprache erfahren« der Kulturhauptstadt: Fünf Schreibwerkstätten in fünf Städten des Ruhrgebietes brachten fünf Chamisso-Preisträger für ein halbes Jahr an jeweils eine Schule.

In einer Klasse oder festen Gruppe von Schülern sollten sie – eingebunden in den Deutsch-Unterricht und ausgehend von der Erlebnis- und Erfahrungswelt der Schülerinnen und Schüler – eine intensive Beschäftigung mit Sprache, literarischen Formen und kulturellen Wurzeln in Gang setzen. Die Ergebnisse der Schreib-

werkstätten sollten so etwas wie ein Kaleidoskop gegenwärtiger Befindlichkeiten von Jugendlichen im Ruhrgebiet abbilden.

---

### Fünf Städte, fünf Stadtteile und fünf Chamisso-Preisträger

---

Die fünf Städte waren Recklinghausen, Gelsenkirchen, Essen, Duisburg und Dortmund – Namen, die möglicherweise schon feste Assoziationen provozieren. Die Schulen des Projektes lagen in Recklinghausen-Süd, Gelsenkirchen-Ückendorf, Essen Steele-Ost, Duisburg-Marxloh, Dortmund-Nordstadt. Diese Stadtteile haben in der industriellen Geschichte des Ruhrgebietes zeitweise eine große Rolle gespielt, besonders im Abwehrkampf gegen den Abbau von Arbeitsplätzen und das Verschwinden der mit ihnen verbundenen Alltagskultur. Heute sind es Stadtteile, deren versteckter Reichtum die vielen Menschen aus verschiedenen Kulturen sind, die in ihnen eine Heimat gefunden haben.

Diesen Reichtum wollten die fünf Chamisso-Autorinnen und -Autoren, die die Schreibwerkstätten leiteten, entdecken und sichtbar machen: Léda Forgó am Theodor-Heuss-Gymnasium in Recklinghausen, Que Du Luu an der Gesamtschule Ückendorf in Gelsenkirchen, José F.A. Oliver an der Erich Kästner-Gesamtschule in Essen, Selim Özdoğan am Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium und Max-Planck-Gymnasium in Duisburg und Zehra Çırak an der Gertrud-Bäumer-Realschule in Dortmund.

Die fünf Autorinnen und Autoren haben ganz unterschiedliche Schreibgeschichten und -erfahrungen, folglich auch ganz andere Methoden ihrer Beschäfti-





Gute Laune und waches Interesse beim Gipfeltreffen der fünf Schreibwerkstätten am 25. November 2010 im Dortmunder U.

gung mit Literatur. Sie sind auf Lehrerinnen und Lehrer gestoßen, die sie unvoreingenommen verstanden und unterstützten, obwohl sie sie und ihre Herangehensweise an die Schreibarbeit vorher nicht kannten.

Weil die Lehrerinnen und Lehrer ihrerseits verstanden hatten, was für ein Geschenk diese halbjährigen Schreibwerkstätten für die Persönlichkeits- und Sprachentwicklung ihrer Schüler war, stellte sich von Anfang an die Atmosphäre einer verschworenen Gemeinschaft ein, die an etwas ganz Besonderem und nicht Alltäglichem arbeitete.

Die Duisburger Schreibwerkstatt formuliert das im Vorwort zu den in der Werkstatt entstandenen Texten so: »Ein halbes Jahr lang waren wir Dauergäste im ›Gebäude Schriftsteller/in‹. Die Eingangstür wurde uns von Selim Özdoğan, welcher mit dem Chamisso-Preis ausgezeichnet wurde, geöffnet. Im Flur zeigte er uns die verschiedenen Wege durch das Gebäude. Jedoch zeigte er sie uns nur, gehen mussten wir sie selber. Mal

öffneten wir vorsichtig Türen, mal standen wir vor weit offenen Türen. Alle Türen konnten wir nicht öffnen, doch bei einem mehrstöckigen Gebäude ist das auch schwer.«

---

### Annäherung an die eigene Geschichte

---

Die Schülerinnen und Schüler näherten sich ihrer eigenen Geschichte, ihren Gefühlen und ihrer Umgebung in der Reflexion des bestmöglichen sprachlichen Ausdrucks auf vielfältige Weise. Allen Werkstätten war gemeinsam, dass die Arbeit nicht mit den Arbeitseinheiten getan war – alle Autorinnen und Autoren waren so mitgerissen von der Intensität der Schüler bei der Arbeit, dass sie zwischen den Werkstattterminen per elektronischer Post kommunizierten, Anregungen gaben, Verbesserungsvorschläge machten.

Solch ein intensives Arbeitsverhältnis an der



Tharanan Mahendrajajah aus der Dortmunder Schreibwerkstatt liest ein ernstes Gedicht.



Kenny Kremer aus Recklinghausen rezitiert ihr »Perfektes Ebenbild«.

Entwicklung und Ausformulierung ihrer eigenen Gedanken und einer angemessenen sprachlichen Umsetzung hatten die Schüler, aber auch die Autoren, bisher nicht erlebt.

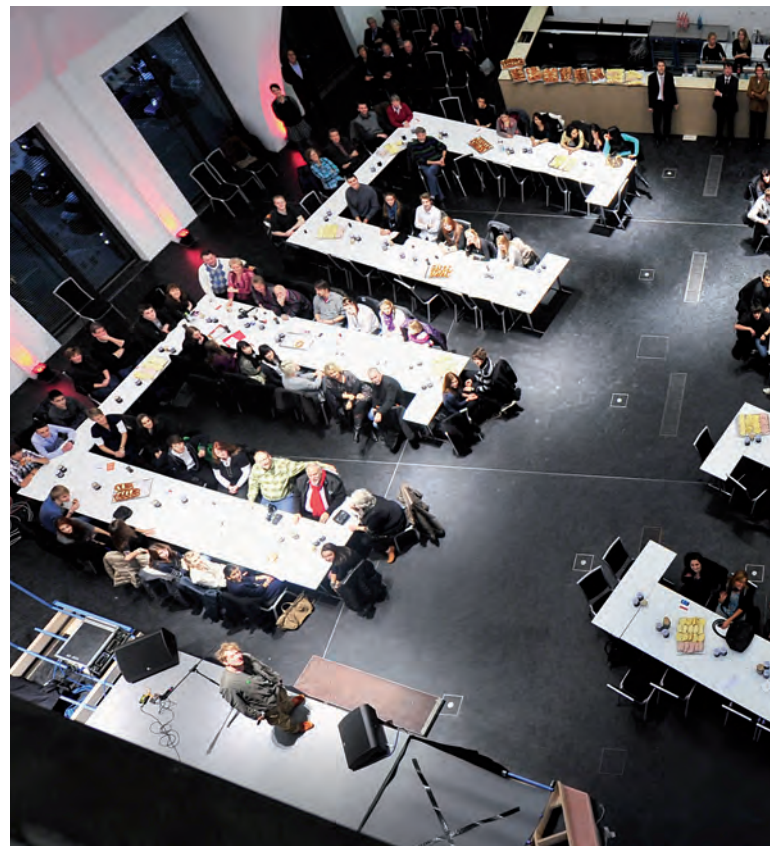
Ergänzt und intensiviert wurde dieser Prozess durch Lesungen und kleine Workshops, die Marica Bodrožić an den fünf Schulen gab. Sie las erste Kapitel über die Liebe aus ihrem da noch nicht erschienenen Buch *das gedächtnis der libellen*, packte die Schülerinnen und Schüler mit ihrer bildreichen poetischen Sprache und brachte sie wiederum mit kleinen Anreizen zum differenzierten Betrachten und Beschreiben eigener Gefühle, Erinnerungen und Gedanken.

Die intensive Zusammenarbeit brachte den Reichtum der unbewussten Vorerfahrungen, die Tiefe der kulturellen Prägung und die individuelle Welt der Gefühle und Vorstellungen zu Tage. Die Autorinnen und Autoren wiesen den Weg zu literarischen Formen.

Literatur ist für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieses Projekts eine Freundin geworden. Sie haben ihre Bekanntschaft gemacht, haben mit den Autorinnen und Autoren erlebt, welche Ansprüche eine solche Freundschaft für sie bedeutet, welche Auseinandersetzungen, aber auch, welches Glück sie bringen kann.

In allen Städten traten die Schülerinnen und Schüler mit ihren Arbeiten in die Öffentlichkeit. Selbstbewusst und auf ganz unterschiedliche - immer aus der gemeinsamen Arbeit heraus entwickelte - Weise präsentierten sie ihre Texte.

In einer großen Abschlussveranstaltung im Dortmunder U-Turm, dem neuen Zentrum für Kunst und Kreativität, einem Wahrzeichen der Kulturhauptstadt



#### Die Fakten

- :: »Viele Kulturen – eine Sprache« war ein Projekt innerhalb der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010.
- :: Im Jahr 2010 gingen Chamisso-Preisträgerinnen und -Preisträger in die Schulen. In fünf Städten der Metropole Ruhr wurden fünfmonatige Schreibwerkstätten mit insgesamt 125 Schülerinnen und Schü-





Selim Özdoğan und Schülerinnen aus Duisburg mit einer kleinen szenischen Text-Präsentation.



Von der Begeisterung der Anderen getragen – Zehra Çırak und Schüler der Dortmunder Werkstatt.



Europas RUHR.2010, kamen sie dann alle zusammen, alle an dem Projekt beteiligten Schülerinnen und Schüler, Autorinnen und Autoren, Eltern und Freunde. Die einzelnen Schreibwerkstätten erklärten und zeigten, was sie erarbeitet hatten.

Und hier kam zum Ausdruck, dass die leidenschaftliche Arbeit in den einzelnen Gruppen eine große verschworene Gemeinschaft hatte entstehen lassen. Drei Stunden lang hörten alle aufmerksam zu, was von den anderen erarbeitet worden war, freuten sich über Lustiges, staunten über Überraschendes, waren ergriffen von Bewegendem und spendeten allem anerkennenden Beifall.

Ein solches Erlebnis der jugendlichen Selbstdarstellung hatten sich selbst die Initiatoren des Projekts nicht vorstellen können. In einem Jahr hatten Jugendliche durch individuelle literarische Arbeit in einzelnen Gruppen in Städten, die sonst wenig mehr miteinander zu tun haben als Teile eines im Strukturwandel befindlichen Ballungsraumes zu sein, eine gemeinsame Plattform gefunden, um über ihre Gedanken, Gefühle, Erlebnisse und Vorstellungen nachzudenken, zu schreiben, zu sprechen – und einander zuzuhören. ::

lern verschiedener Altersstufen von Zehra Çırak, Léda Forgó, Que Du Luu, Selim Özdoğan und José F. A. Oliver in jeweils einer Schule durchgeführt.

:: Partner des Projekts waren RUHR.2010, der Dortmunder Verein für Literatur e.V., das Kulturbüro der Stadt Dortmund und die Robert Bosch Stiftung.



## Kuriose Kännchen

Dem Frankfurter Unternehmensberater Asfa-Wossen Asserate, 1948 geborener Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers, ist 2003 ein veritabler Bestseller gelungen: *Manieren*. Der Weg dorthin war weit: »Sie sind aber net von hier?«, wurde er als Tübinger Student vor vierzig Jahren nicht nur einmal gefragt. Was außer »Nein« sollte er antworten? Und darauf folgte oft ein selbstzufriedenes »Drum!«. Ein derart herrlicher Dialog scheint heute kaum noch denkbar. Wie sehr sich Deutschland seitdem verändert hat, zeigt Asserates neues Buch, das man als Fortsetzung der *Manieren* lesen kann. Der Leser, jedenfalls derjenige, dem der Buchtitel noch etwas sagt, fühlt sich von Anfang an gut aufgehoben. Der damit angesprochene Kaffee übrigens hat seinen weltweiten Siegeszug vom äthiopischen Hochland aus angetreten, und es ist durchaus anregend, wenn deutsche Kaffeesitten von einem Autor beschrieben werden, in dessen Herkunftsland stundenlange Kaffeerituale gang und gäbe sind – und der mit der Feststellung endet, dass sein Inneres von einem »Gefühl der Geborgenheit« durchstrahlt werde, sobald er irgendwo »Draußen nur Kännchen!« liest. Weil er dann nämlich sicher sein kann: »Hier bin ich zu Hause«. Beste Unterhaltung auf hohem Niveau bieten diese Streiflichter zur deutschen Landeskunde, die Sitten- und Kulturkritik ebenso enthalten wie leidenschaftliche, herzliche Plädoyers für schwäbischen Kartoffelsalat, die oft belächelten deutschen Häkeldeckchen oder die allgemeine Bierseligkeit: »Ging vom deutschen Bierbauch tatsächlich jemals Gefahr für das Wohl des Landes aus?«. Eines Landes, das auch der Vielfalt seiner Regionen und Dialekte wegen liebenswert ist – der Autor liebt Helmut Kohls Strickjacke, ein Symbol für den seit Jahrhunderten unverwüstlichen föderalen Geist Deutschlands. Doch mit subtilen Alltagsbeobachtungen, auch zum politischen Geschehen, und mit großer Sympathie für allerlei deutsche Kuriosa ist es nicht getan. Asserate geht es um mehr als um Liebeserklärungen an das Land, das ihm in über vierzig Jahren zur Heimat geworden ist. Nicht überall steht alles zum Besten. Attackieren oder gar Poltern ist erwartungsgemäß nicht seine Art, doch gelegentlich hebt der Prinz, wenn man so sagen darf, vernehmlich die Augenbraue. So scheint ihm, dass »die demonstrative Liebe zum Haustier nicht selten einhergeht mit einem gewissen Mangel an Fähigkeit zu menschlicher Zuneigung«. Oder dass nicht wenige Zeitgenossen mit Betreten

eines Eisenbahnwaggons Verhaltensweisen annehmen, »die einem kultivierten Menschen unwürdig erscheinen«. Schwerer wiegt Asserates Befund, dass es um die Geschäftswelt oft arg bestellt ist: »Manieren im Dienst des Ehrgeizes und der Profitmaximierung bieten ein wahrhaft abstoßendes Schauspiel. Dagegen ist die unverstellte Brutalität geradezu ein ästhetisches Labsal«. Wo das Hauptkennungsmerkmal die Platin-Plastikkarte ist, finde man Stil, Form, Haltung und Verbindlichkeit nur selten vor, und es wäre schon viel gewonnen, »wenn sich die Einsicht durchsetzte, dass Manieren im wahren Sinne des Wortes ohne Moral nicht zu haben sind«. Wohl wahr! Ein anderes Thema: Er kenne kaum eine Nation, »die ihre Sprache mit einer solchen Nachlässigkeit zu behandeln scheint wie die deutsche«, schreibt der Autor und fragt sich, ob es ein zweites Land auf der Welt gibt, das sich derart bereitwillig der Weltsprache Englisch ausgeliefert hat. Sprachpflege jedenfalls sei keineswegs etwas Ewiggestriges, und man solle dabei mehr auf Philosophen und Schriftsteller hören als auf Bürokraten und Fernseh-Schreihälse. Das wissen wir schon? Es tut dennoch gut, es auch aus der Feder eines ins Deutsche eingewanderten Schriftstellers zu lesen. Darauf ein Kännchen!

**Asfa-Wossen Asserate: *Draußen nur Kännchen. Meine deutschen Fundstücke*. Frankfurt a. M.: Scherz, 2010. 189 S., 18,95 Euro**

## Those were the days...

Seit ihrem grandiosen, zu Recht mit wichtigen Literaturpreisen ausgezeichneten Roman *Der Schwimmer* (2002) hat man von Zsuzsa Bánk wenig gehört. Das Echo auf ihren Erzählband *Heißester Sommer* (2004) war mau, und danach widmete sich die 1965 geborene Frankfurter Autorin erst einmal ihrer Familie. In den letzten dreieinhalb Jahren jedoch entstand ein neuer Roman: *Die hellen Tage* erzählt von drei Kindern, die sich in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in einer unweit des Neckarstroms gelegenen Kleinstadt namens Kirchblüt zusammenfinden und im Laufe der Jahre so etwas wie Freunde fürs Leben werden. Auf der hellen Kindheitswelt aber liegen von vornherein dunkle Schatten. Drei Familiengeschichten werden zunächst parallel erzählt, und irgendwann greifen sie ineinander. Die spannendste ist die von Aja und ihrer Mutter, der aus einer ungarischen Artistenfamilie stammenden geheimnisvollen Évi, die nicht Éva genannt



werden will und schon gar nicht Frau Kalócs. Durch sie bleibt das aus dem *Schwimmer* bekannte Ungarn-Thema präsent. Sie leben in einer von einem wunderbaren Garten umgebenen Bruchbude am Rand des Städtchens. Der Schatten: Aja hat seit einem Verkehrsunfall an einer Hand nur noch drei Finger. Und ihr Vater kommt nur einmal im Jahr zu Besuch, repariert das Nötigste, spielt mit seiner Tochter und verschwindet dann wieder. Wenn dieser Zigi, dessen Zirkuskunststücke die Kinder lieben, überhaupt Ajas Vater ist. Der Vater von Seri wiederum, der Ich-Erzählerin, ist bereits kurz nach ihrer Geburt gestorben. Der dritte im Bunde heißt Karl. Das sein weiteres Leben bestimmende Ereignis ist das Verschwinden seines jüngeren Bruders, einfach so, an einem hellblauen Frühlingstag – eine unfassbare Katastrophe, viel schlimmer als der Alltag mit der überforderten Mutter. Alle drei also haben ein je eigenes Schicksal zu tragen, und auf ganz andere Weise gilt das auch für die drei Mütter, die sich allmählich miteinander anfreunden. Gerade die Schatten über den hellen Tagen sind es, die Aja, Seri und Karl fest aneinanderschmieden. Erst einmal wachsen sie heran – bundesdeutsche Provinz in prekären Friedenszeiten. Die Schwelle vom Kindsein zur Jugendzeit überschreiten sie noch relativ locker, doch als die drei Erwachsenen dann zum Studieren nach Rom gehen, wird ihre Freundschaft auf eine harte Probe gestellt. In der Ewigen Stadt, auch eine Art Gegenpol zum beschaulichen Kirchblüt, wäre fast alles auseinandergebrochen – am Ende aber kriegt die innige Lebensfreundschaft der drei Hauptfiguren doch noch die Kurve. Zsuzsa Bánk erzählt in einem ruhigen und beschaulichen Ton. An der handwerklichen Seite ihrer Prosa ist nichts auszusetzen, und doch wünscht man sich mehr spannende und sprachlich sichtbare Kaskaden, Strudel und Nebenströmungen in ihrem gemächlichen Erzählfluss.

**Zsuzsa Bánk: *Die hellen Tage*. Roman.**

**Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2010. 543 S., 21,95 Euro**

## Magisches Masuren

Polnische Literatur in deutscher Sprache schreiben, sagt der 1968 in Bartoszyce geborene, seit 1985 in Deutschland lebende Artur Becker gern. Daran ist zumindest richtig, dass sein neues Buch in der nordöstlichsten Ecke unseres Nachbarlands spielt – wie *Kino Muza* (2003), *Das Herz von Chopin* (2006) oder

*Wodka und Messer* (2008), um nur einige der Texte zu erwähnen, für die Becker 2009 den Adelbert-von-Chamisso-Preis bekommen hat. Wie goldrichtig es war, ihn auszuzeichnen, beweist *Der Lippenstift meiner Mutter* auf beeindruckende Art und Weise. Mitten in der masurischen Seenlandschaft liegt die Kleinstadt Dolina Róz, die einst den Namen Rosenthal trug. Wir tauchen ein ins pralle Leben der Volksrepublik Polen in den späten siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als es zwar schon Pink Floyd zu entdecken gab, die großen Streiks in den Werften und die damit einhergehenden politischen Umbrüche aber erst am Horizont sichtbar wurden. Wir sehen diese Provinzwelt, die dem Zweiten Weltkrieg noch sehr viel näher ist als der Jahrtausendwende, mit den Augen des dort heranwachsenden Bartek, eines gewitzten und hellwachen Schülers am örtlichen Technikum, dem nach der Wahrheit ebenso dürstet wie nach der Liebe respektive dem, was er dafür hält. Die schrägen Vögel, mit denen er es zu tun hat, angefangen beim versoffenen Vater, sind allesamt vom grauenhaften Schicksalsjahrhundert Europas und speziell Polens gezeichnet, besser: versehrt bis ans Ende ihrer Tage und zugleich verdammt zum Weiterleben. Wie Becker das Panoptikum seiner Roman gestalten entstehen lässt und in welcher Farbenfülle er es ausmalt, erinnert an beste Traditionen des magischen Realismus – die »Danziger Trilogie« liegt geografisch nahe, an Faulkner oder Cortázar darf man denken und an andere große Autoren. Im Zentrum des Treibens der polnisch-deutsch-ukrainisch-jüdischen Mischepoche von Dolina Róz steht die fünfunddreißig Quadratmeter umfassende verstaubte Schusterwerkstatt – ein »privates Europa«, mehr noch: die ganze Welt in einer Nuss! Der Schuster Lupicki und sein Sohn, der Bucklige Norbert, die mannstolle Schusterstochter Mariola, die stets in Rot gekleidete stalinistische Dichterin Natalia, Opa Franzose und Oma Olcia, der beinamputierte Opa Monte Cassino und die vom Dritten Reich schwärmende Oma Hilde und wie sie alle heißen – jede Romanfigur wird lebendig und glaubwürdig, das soziale Mit- und Gegeneinander aller Akteure tritt plastisch zu Tage, krass und gelegentlich auch etwas obszön. Aus all dem glänzend geschilderten, vom westdeutschen Alltag jener Jahre meilenweit entfernten trüben Erdendasein, in dem Männer Helden sein wollen, Frauen immer grell geschminkt und manchmal halbnackt herumlaufen und 15-Jährige mit Hosengürteln verdroschen werden, weisen immer wieder unübersehbare Spuren ins Metaphysische. Und der müt-



terliche Lippenstift, mit dem sich Bartek bisweilen im Badezimmer schminkt und dann ganz für sich tanzt, singt und raucht? Der ist Überlebenshilfe, Verheißung eines ganz anderen Lebens, Dingsymbol des Utopischen. Dolina Róz ist das menschliche Leben selbst, in all seiner Erbärmlichkeit und Größe, ein Ort, in dem der Weltuntergang längst stattgefunden hat und »das Weltende im Grunde genommen jeden Tag von neuem anfang«. Artur Becker aber ist sein wortgewaltiger Chronist.

**Artur Becker: *Der Lippenstift meiner Mutter.***  
Roman. Frankfurt a. M.: Weissbooks, 2010. 314 S.,  
19,80 Euro

## Realismus ist das nicht

Als eine Art innerer Monolog einer Frau, die sich selbst den Namen Nadesha gegeben hat, ist das jüngste Buch der 1973 in Dalmatien geborenen Berliner Autorin Marica Bodrožić angelegt. »Roman« – so steht es auf dem Buchdeckel. Doch ist dieser verträumt mäandernde Prosastrom, der immer wieder das große Thema des Fremd- und Dazwischenseins umspielt, wirklich ein Roman? Auch wenn der Balkankrieg, »der am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts noch einmal in Rohform etwas über das zwanzigste Jahrhundert erzählt hat«, im Hintergrund immer präsent bleibt – wer eine realistische Geschichte erwartet, einen geradlinigen Plot mit scharf konturiertem Personal, ist hier fehl am Platze. Was in diesem filigranen Textgewebe wirkliches Geschehen ist und was eher Phantasmagorie, bleibt bis zu seinem Ende offen. Man sollte Bodrožićs Prosa langsam lesen, denn es ist ihre zunächst befremdende, bald aber eigentümlich glitzernde und funkelnde und schließlich begeisternde Literatursprache, die den Leser gefangen nimmt und Marica Bodrožić als Ausnahmetalent unter den ins Deutsche eingewanderten Literatinnen und Literaten erscheinen lässt. Trotzdem möchte man gern wissen, worum es hier eigentlich geht. Die Erinnerung der Protagonistin, egal ob sie sich in Paris, Amsterdam, Moskau und Berlin oder gar am Lake Michigan aufhält, kreist um ihre dalmatinische Kindheit und Jugend, um die von Krieg und Gewalt traumatisierte Freundin und »Sprachverbündete« Arjeta, ganz besonders und geradezu manisch aber um Ilja, ihre große Liebe, der eigentlich nur der Stichwortgeber ist für ihre zärtliche Zwiesprache mit der Liebe – und letztlich mit der ganzen Welt. Dass Nadeshas poetische

Auseinandersetzung mit ihrem inneren und äußeren Kosmos auch einen dunklen, ja bestürzend grausamen realen Hintergrund haben könnte, wird angedeutet: Immer wieder mischt sich ihr Vater in dieses nicht-lineare, eher assoziativ-sprunghafte Erzählen und Erinnern ein – ein finsterner Libellensammler und -aufspießer, der in Wahrheit ein Kindermörder gewesen sein soll und deshalb überstürzt aus Jugoslawien ins ferne Chicago flüchten musste. Soll das *Gedächtnis der Libellen*, wie der ein wenig irritierende Buchtitel lautet, zugleich ein Epitaph für die ermordeten Kinder sein? Ganz klar wird das nicht. Aber kann es eine »Wahrheit aus der Rückschau« geben?, fragt Nadesha. »Oder ist nicht jede Rückschau auch eine Erfindung der Wahrheit?«. Kein Realismus: Es geht der Autorin um die hymnische Feier des Erinnerns und die somnambule Reflexion über das Glück und die Liebe – und wohl um wenig anderes als um die Sprache und deren immer wieder verblüffend aufblitzende Schönheit. Es ist schon oft beobachtet worden, dass diejenigen deutschsprachigen Autoren, deren Muttersprache nicht das Deutsche ist, sich sehr bewusst aus der Kiste der im Deutschen gängigen Wortkombinationen, Satzkonstruktionen, Sprachbilder oder Redensarten bedienen und diese dann abwandeln, verdrehen oder auch nur leicht verrücken, bis ein ganz eigener, origineller, zuvor noch nie dagewesener sprachlicher Duktus entsteht. Die im Sinne der romantischen Universalpoesie entgrenzte, manchmal allzu opulent ausufernde Sprachpoesie von Marica Bodrožić ist ein schöner Beleg für diese Beobachtung. »Ich mag Leute«, sagt ihre Protagonistin, »die sich fremd in fremden Sprachen werden, bis die fremden Sprachen ihre Sprachen werden«. Diese Berlinerin aus der Fremde liebt die deutsche Sprache, und aus dieser Liebe heraus ist ein erstaunliches, beglückendes und am Ende sogar jubelnd lebensfrohes Stück Literatur entstanden.

**Marica Bodrožić: *Das Gedächtnis der Libellen.***  
Roman. München: Luchterhand, 2010. 253 S.,  
19,99 Euro

## Lále sucht Liebe

Für ihren ersten Roman *Der Körper meines Bruders* (2007) war die 1973 in Ungarn geborene Léda Forgó reichlich gelobt und zu Recht mit dem Chamisso-Förderpreis bedacht worden. »Sprachliche Expressivität, wie sie in der zeitgenössischen deutschen Prosa nur





## Neue Bücher

selten vorkommt«, attestierte ihr berühmter Landsmann György Dalos dem Erstling dieser seit 1998 in Berlin lebenden Schriftstellerin. Die Protagonistin ihres zweiten Romans heißt Lále, jedenfalls seit sie in Deutschland lebt. Mit ihrem Ex-Mann Pável ist es endgültig aus. Mehr aus Verlegenheit gerät sie an den aus Cottbus stammenden Mützenträger Pit. Recht bald lernt sie auch dessen Vater kennen und nach und nach die Familie, mit der sie sich in den nächsten Jahren abmühen wird. »Ach, Ungarn«, sagte der Vater, während er den grauenhaften Kaffee ohne Zaudern schluckte, »Ungarn!«, setzte er die Tasse ab. Lále sah, dass seine Züge sich verkrampften. »Dobri djen!«, rief er dann plötzlich, als ob er soeben persönlich nach langer Unterdrückung die Demokratie proklamiert hätte. Sie schwieg höflich, und als die Erwartung im triumphierenden Blick des Vaters nicht nachließ, sagte sie: »Das ist kein Ungarisch«. Und schon sind wir mitten drin im binationalen Dilemma und ahnen bereits, dass ein Leben mit Pits Spießfamilie nicht gut ausgehen kann, unter anderem weil diese von Ungarn keine Ahnung hat und auch keine haben will. Immerhin setzt die Tochter eines jüdischen Vaters durch, dass ihr Sohn Nathan heißt und nicht Hermann. Doch als sie Pit heiratet, um einen Kredit für ein renovierungsbedürftiges Häuschen in Cottbus zu bekommen, nimmt das Unglück endgültig seinen Lauf. Der zweite Teil des Romans führt das Schürzen letztlich nicht lösbarer »Knoten der Missverständnisse« vor Augen: Ausweglos an Cottbus gebunden, sieht Lále ihren Nathan in sozial trostloser Umgebung heranwachsen – und selber geht sie ein wie eine Primel. Dann die Katastrophe: Der dröge Pit hat irgendwann genug von seiner Ehefrau, und zusammen mit seiner Schwester entreißt er ihr den Sohn. »Die Welt hätte untergehen müssen«. Tut sie aber nicht. Stattdessen entführt die verzweifelte Mutter den Sohn nach Berlin, und natürlich kommt zu ihren Existenzsorgen jetzt auch noch ein bitterer Streit ums Sorgerecht. Das Schlusskapitel, in dem »Tamama«, Láles ungarische Großmutter, tatkräftig mitmisch, scheint zunächst auf eine Art Showdown zuzulaufen. Das Familiengericht gibt Pit recht, Láles Enttäuschung steigert sich zu Hass und Wut, sie greift zum Messer... Aber das Leben geht weiter. Am Ende will Lále nach Budapest fliegen, kommt aber nur bis nach Wien: »Nicht Deutschland und nicht Ungarn, aber etwas dazwischen. Alles ein wenig anders, aber doch ähnlich und zu verstehen. Fremd und selbstverständlich. Zwischenland. Zwischenlandung im Zwischenland«. Irgendwo dort lebt

wohl auch Léda Forgó. Sie erzählt so nüchtern wie schräg, mit einleuchtenden Rückblenden auf Láles ungarische Jahre, genau beobachtend und – nicht durchgehend, aber doch meistens – in einem bezaubernd schwebenden Deutsch. Ihr immer hochinteressanter und aufwühlender interkultureller Liebes-, Ehe-, Familien- und Gesellschaftsroman ist zu empfehlen.

**Léda Forgó: vom ausbleiben der Schönheit.**

**Roman: Berlin: Rowohlt, 2010. 255 S., 19,95 Euro**

## Würfel aus Wasser?

Wer an einem Fluss aufgewachsen ist, vergisst ihn sein Leben lang nicht. Zsuzsanna Gahse, die in Budapest und später in Wien aufgewachsene Chamisso-Preisträgerin des Jahres 2006, lebt seit langem im schweizerischen Thurgau, also eine gute Autostunde von Donaueschingen entfernt. Die Wasser der angeblich aus dem Zusammenfluss von Breg und Brigach entstehenden Donau sind oft ungestüm, unberechenbar, so etwas wie das Gegenteil eines Würfels mit seinen klaren Kanten und seinen sechs gleich großen Seiten. Von *Donauwürfeln* hatte man noch nie gehört. Zsuzsanna Gahses Wort-Neuschöpfung aber leuchtet dem Leser sofort ein: Zehn Silben mal zehn Zeilen bilden ein Quadrat, zehn Quadrate einen Würfel, und aus 27 solchen Sprachwürfeln besteht ihr jüngstes Buch. Das Wunderbare daran ist: Gerade wegen dieser strengen Vers- und Sprachform, in die man sich übrigens ohne Mühe einliest, fließt und mäandert diese aus Wörtern und Sätzen geschaffene Donau, nimmt andere Flüsse in sich auf, beherbergt rätselhafte Tiere wie die Huchen, lässt Menschenschicksale, Brücken, Inseln, Fähren, Städte, Dörfer, Sprachen und Kulturen, ja ganze Vergangenheiten vorüberziehen, von ihrer Quelle bis zur Mündung. Vor allem aber lässt sie tausend Assoziationen zu – allein die Namen: »Neben der Donau gibt es andernorts / die Duena, die Dwina, den Dnepr, / den Don. Merkwürdig wie sich die Namen / ähneln, und am Ende heißen alle / Flüsse gleich, ursprünglich einfach nur Fluss.« Leuchtende Erinnerungssplitter tauchen auf und wieder unter, Erzählinselformen bilden sich und werden wieder überflutet. Die Würfel geben dem Fließenden, Zufälligen, Sich-Verändernden Form und Halt – und bleiben gleichzeitig so beweglich wie das Wasser selbst. Der den berühmten Donaustrudeln in Regensburg verwandte Sog der Sprache wird höchst poetisch kanalisiert, und die Frage »Lyrik oder Prosa?«



erübrigt sich bald. Denn beides verschlingt sich, ringt miteinander, bildet etwas Neues, nie Dagewesenes – und strömt und sprudelt, an Wien, Pressburg, Budapest oder Belgrad vorbei, durch die Eiserne Pforte bis zum Donaudelta und endlich zum Schwarzen Meer. Sprachspiele, Wasserspiele, mit ergreifenden Glitzernamen wie »Pfreimd« oder »Dürrschweinnaab« (beides real existierende Gewässer übrigens). Dass das Lektüreerlebnis zu bezaubernd oder gar idyllisch wird, verhindern die Würfel-Sujets: Da fordert das Hochwasser seine Opfer, die berühmten Donauwelse schnappen sich kleine Kinder, man fischt die Selbstmörder aus dem Strom und bestattet sie auf dem Friedhof der Namenlosen, Hunnenhorden brandschatzen die Ufersiedlungen, gewaltige Bomben zerstören serbische Donaubrücken, und im sechszwanzigsten Würfel ist sogar die Apokalypse nicht fern. Die Sprachvirtuosin Zsuzsanna Gahse brennt in ihren »Donauwürfeln« ein wahres Sprachfeuerwerk zu Ehren einer europäischen Kulturlandschaft ab, und wäre die Rede vom »poetischen Kosmos« nicht so überstrapaziert, müsste man sagen: Hier trifft sie zu, im wahrsten Sinne des Wortes! *Donauwürfel* ist mit Sicherheit eines der umwerfendsten Bücher der letzten Jahre.

**Zsuzsanna Gahse: *Donauwürfel*. Wien: Edition Korrespondenzen, 2010. 139 S., 18,50 Euro**

## Kosmopolitische Schweiz?

Der Buchtitel antwortet ganz offenkundig auf einen berühmten Essay von Paul Nizon: »Diskurs in der Enge« (1970/73). Der seit Jahrzehnten in Paris lebende Schweizer Schriftsteller hatte damals die Kunstfeindlichkeit der Eidgenossenschaft angeprangert und die Problematik einer Identität als Schweizer Autor kritisch diskutiert. Was bedeutet eine solche Identität heute? Was bedeutet sie insbesondere für Schriftsteller, die nicht im Lande geboren sind, aber in einer seiner Sprachen schreiben und das literarische Leben seit vielen Jahren mitprägen? Das waren die Ausgangsfragen eines von der Soziologin und Germanistin Martina Kamm geleiteten interdisziplinären Forschungsprojekts, in dessen Rahmen vier wissenschaftliche Experten in klugen Essays sowie durch Interviews und öffentliche Podiumsgespräche mit 17 Schriftstellern über die biografischen Voraussetzungen und die kulturpolitische Position von solchen Schweizer Autoren nachgedacht haben, die mit dem berüchtigten Attribut

»Migrationshintergrund« leben müssen. Für alle Literaturliebhaber – und nicht nur für Fans und Experten – ist lesenswert, was zum Beispiel Erica Pedretti, Christina Viragh, Ilma Rakusa oder Melinda Nadj Abonji hier zu sagen haben. Und was über sie gesagt wird. Warum? Weil man profunde, oft nachdenklich stimmende Einblicke in Lebensläufe und Sprachbiografien erhält und einfach besser versteht, wie eine bestimmte Art von Schweizer Gegenwartsliteratur, mehr noch: wie Literatur überhaupt eigentlich zustande kommt. Fragen wie »Spielt das Thema »Migration« in Ihrem heutigen Leben eine Rolle?« oder »Hat die Mehrsprachigkeit einen Einfluss auf Ihre Literatur?« sind meistens nur Anlässe, um ganze Literatenwerkstätten zu öffnen. Sprache als Thema sei für ihn »immer zentral«, sagt Francesco Micieli: »Ja, dass Sprache überhaupt als Auseinandersetzung vorkommt. Hingegen muss sie bei Thomas Mann nicht unbedingt vorkommen. Die Sprache. Sie ist... Er hat sie, sie ist. Fertig«. Nicht-Muttersprachler haben sie nicht, und sie sind auch nicht fertig mit ihr. »Das erste Nicht-Dazugehören kam sprachlich«, erzählt Catalin Dorian Florescu. »Ich erlebte mich wie ohne Beine, mit dem Hochdeutsch in der Luft hängend ... Wenn ich Deutsch rede, dann rede ich anders Deutsch als Deutsche, ich formuliere anders, meine Sprachmelodie ist anders ... Ich schreibe in Deutsch, weil ich in Deutsch lebe und in Deutsch einsam bin und in Deutsch versuche, glücklich zu werden«. Insgesamt zeigt sich, dass zu enge Kategorien wie »Fremdheit« oder »Migration« auf Ablehnung stoßen und sich niemand gerne zur »Migrationsliteratur« zählen möchte. Massgeblich für die Einschätzung all dieser Schriftsteller, egal woher sie kommen und wie sie sich in der Schweiz durchschlagen, sollte zuallererst der genaue Blick auf die Poetik ihrer Texte sein – und nicht der Blick auf ihre keineswegs nur migrantischen Mehrfachidentitäten. Ganz nebenbei lernt man auch kultur- und sozialwissenschaftliche Konzepte wie Hybridität, Transnationalismus oder Kosmopolitismus genauer kennen. Und nicht zuletzt ist »Diskurse in die Weite« auch ein engagiertes Plädoyer dafür, den Blick für das Kosmopolitische in der Literatur überhaupt zu schärfen – und sich von ihrer staunenswert welthaltigen Vielfalt anregen und verführen zu lassen.

**Martina Kamm / Bettina Spoerri / Daniel Rothenbühler / Gianni d'Amato: *Diskurse in die Weite. Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz*. Zürich: Seismo Verlag, 2010. 204 S., 21,50 Euro**



**1985**

Aras Ören  
Rafik Schami (Förderpreis)

**1986**

Ota Filip

**1987**

Franco Biondi  
Gino Chiellino

**1988**

Elazar Benyoetz  
Zafer Şenocak (Förderpreis)

**1989**

Yüksel Pazarkaya  
Zehra Çırak (Förderpreis)

**1990**

Cyrus Atabay †  
Alev Tekinay (Förderpreis)

**1991**

Libuše Moníková †  
SAID (Förderpreis)

**1992**

Adel Karasholi  
Galsan Tschinag

**1993**

Rafik Schami  
İsmet Elçi (Förderpreis)

**1994**

Dante Andrea Franzetti  
Dragica Rajčić (Förderpreis)

**1995**

György Dalos  
László Csiba (Förderpreis)

**1996**

Yoko Tawada  
Marian Nakitsch (Förderpreis)

**1997**

Güney Dal  
José F.A. Oliver  
Jiří Gruša (Ehrengabe)

**1998**

Natascha Wodin  
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

**1999**

Emine Sevgi Özdamar  
Selim Özdoğan (Förderpreis)

**2000**

Ilija Trojanow  
Terézia Mora (Förderpreis)  
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

**2001**

Zehra Çırak  
Radek Knapp (Förderpreis)  
Vladimir Vertlib (Förderpreis)  
Imre Kertész (Ehrengabe)

**2002**

SAID  
Catalin Dorian Florescu  
(Förderpreis)  
Francesco Micieli (Förderpreis)  
Harald Weinrich (Ehrengabe)

**2003**

Ilma Rakusa  
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)  
Marica Bodrožić (Förderpreis)

**2004**

Asfa-Wossen Asserate  
Zsuzsa Bánk  
Yadé Kara (Förderpreis)

**2005**

Feridun Zaimoglu  
Dimitré Dinev (Förderpreis)

**2006**

Zsuzsanna Gahse  
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)  
Eleonora Hummel (Förderpreis)

**2007**

Magdalena Sadlon  
Luo Lingyuan (Förderpreis)  
Que Du Luu (Förderpreis)

**2008**

Saša Stanišić  
Léda Forgó (Förderpreis)  
Michael Stavarič (Förderpreis)

**2009**

Artur Becker  
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)  
María Cecilia Barbetta  
(Förderpreis)

**2010**

Terézia Mora  
Abbas Khider (Förderpreis)  
Nino Haratischwili (Förderpreis)

**2011**

Jean Krier  
Olga Martynova (Förderpreis)  
Nicol Ljubić (Förderpreis)

Mehr über sämtliche Chamisso-  
Preisträger und frühere Ausgaben des  
Magazins finden Sie unter  
[www.bosch-stiftung.de/chamissopreis](http://www.bosch-stiftung.de/chamissopreis)



# noutăți nowości neugigkeiten novosti yenniker novice

## Neuerscheinungen

**Elazar Benyoëtz**, *Fraglicht*.

Aphorismen 1977-2007. Wien:  
Braumüller Literaturverlag, 2010

**Zehra Çırak**, *Der Geruch von Glück*.

Erzählungen. Berlin/Tübingen:  
Verlag Hans Schiler, 2011

**György Dalos**, *Gorbatschow*.

*Mensch und Macht*. München:  
C. H. Beck, 2011

**Catalin Dorian Florescu**, *Jacob*

*beschließt zu leben*. Roman.  
München: C. H. Beck, 2011

**Nino Haratischwili**, *Juja*. Roman.

Berlin: Verbrecher Verlag, 2010

**Abbas Khider**, *Die Orangen des*

*Präsidenten*. Roman. Hamburg:  
Nautilus Verlag, 2011

**Francesco Micieli**, *Liebe im Klima-*

*wandel*. Ein Protokoll. Oberhofen:  
Zytglogge, 2010

**Selim Özdogan**, *Ein Glas Blut*.

Kurzprosa. Hamburg: Asphalt &  
anders, 2011

Ders., *Heimstraße*. Roman. Berlin:  
Aufbau Verlag, 2011

**Zafer Şenocak**, *Deutschsein*. Eine  
Aufklärungsschrift. Hamburg-Berge-  
dorf: Edition Körber Stiftung, 2011

**Tzveta Sofronieva**, *Diese Stadt*

*kann auch weiß sein*. Geschichten.  
Berlin/Tübingen: Verlag Hans  
Schiler, 2010

Dies., *Via Dukte*. Gedichte.

Nürnberg: ICH Verlag Häfner +  
Häfner, 2010

**Michael Stavarič**, *Brenntage*.

Roman. München: C. H. Beck, 2011

**Ilija Trojanow**, *Gebrauchsanwei-*

*sung für Indien*. München: Piper,  
2010

**Galsan Tschinag**, *Das andere Da-*

*sein*. Roman. Berlin: Insel Verlag,  
2011

*Zu Hause in der Welt*.

Topographien einer grenzüber-  
schreitenden Literatur. Hrsg. von  
Immacolata Amodeo und Heidrun  
Hörner. Sulzbach: Ulrike Helmer,  
2010

*Exkursionen in die Fremde*.

Eine Festschrift für Dietrich  
Krusche. Hrsg. von Konrad Ehlich,  
Sabine Lambert, Renate Riedner  
und Simone Schiedermaier.  
München: Iudicium, 2010

*Mutter, wo übernachtet die Sprache?*

14 Porträts mehrsprachiger Auto-  
rinnen und Autoren in der  
Schweiz. Hrsg. und Vorwort von  
Francesco Micieli. Zürich: Limmat  
Verlag, 2010

**Elazar Benyoëtz** erhält am 18.  
September 2011 den mit 5000 Euro  
dotierten Justinus-Kerner-Preis  
der Stadt Weinsberg. Der in Wien  
geborene, seit den 1930er Jahren  
in Israel lebende Autor knüpfe an  
die moderne Haltung des Arztes

und Schriftstellers Kerner zu

Toleranz und gegenseitigem Res-  
pekt an.

**Marica Bodrožić** (*Das Gedächtnis  
der Libellen*) erhält den Liechten-  
stein-Literaturpreis 2011, der mit  
15 000 Schweizer Franken dotiert  
ist. Die Preisverleihung findet am  
26. März in Vaduz statt. Der »Liech-  
tenstein-Preis zur Förderung jun-  
ger literarischer Talente« wird seit  
1980 durch den dortigen PEN-Club  
verliehen.

**Zsuzsanna Gahse** hat den mit  
15 000 Euro Johann-Heinrich-Voß-  
Preis für Übersetzung erhalten, den  
die Deutsche Akademie für Sprache  
und Dichtung alljährlich verleiht.  
Die Preisverleihung fand im Mai  
2010 in Istanbul statt. Außerdem  
wurde ihr der Thurgauer Kultur-  
preis 2010 zuerkannt, für ihre »sub-  
tile Kunstfertigkeit und spürbare  
Lust an der Arbeit mit Texten« als  
Schriftstellerin und Übersetzerin.

**Terézia Mora** wurde für ihren  
Roman *Der letzte Mann auf dem  
Kontinent* mit dem Erich-Fried-  
Preis ausgezeichnet. Der Juror Urs  
Widmer begründet seine Entschei-  
dung damit, dass Mora »eine der  
kraftvollsten Stimmen der jungen  
deutschen Literatur« sei. Die Preis-  
verleihung fand Ende November  
2010 in Wien statt.

**Francesco Micieli** hatte im Januar  
2011 die 10. Dresdner Chamisso-  
Poetikdozentur inne. Seine fünf  
Vorlesungen kreisten um die Frage  
des Einflusses vieler Sprachen auf  
seine Schreibsprache, um die  
Regeln der Gastfreundschaft und  
das Schreiben für das Musiktheater.



**Die Mitarbeiter  
dieser Chamisso-Ausgabe**

**Michael Bienert**, Jahrgang 1964, lebt seit 1977 in Berlin. Seit dem Germanistik- und Philosophiestudium arbeitet er als Autor und Journalist, u. a. als Kulturberichterstatter für die *Stuttgarter Zeitung*, konzipierte Ausstellungen und Stadtspaziergänge. Seine Bücher thematisieren die Berliner Literatur- und Kulturgeschichte, zuletzt erschien *Stille Winkel an der Berliner Mauer*.

**Michael Braun**, geboren 1958, lebt als Literaturkritiker für die *NZZ*, den *Tagespiegel*, den *SWR* und den *Deutschlandfunk* in Heidelberg. Von 2007 bis 2011 war er Herausgeber des Deutschlandfunk-Lyrikkalenders. 2010 veröffentlichte er die Anthologien *Der gelbe Akrobat*. 100 deutsche Gedichte, kommentiert

(mit Michael Buselmeier) und *Lied aus reinem Nichts. Deutschsprachige Lyrik des 21. Jahrhunderts* (mit Hans Thill). 2011 erscheinen der Essay *Die vergessene Revolution der Lyrik* und eine Studie zum 125. Geburtstag von Hugo Ball: *Der magische Bischof der Avantgarde*.

**Irene Ferchl** studierte Germanistik, Geschichte und Kommunikationswissenschaft und arbeitet seither in Stuttgart als Kulturjournalistin und Autorin literarischer Reiseführer. 1993 gründete sie das *Literaturblatt Baden-Württemberg*, dessen Herausgeberin und Chefredakteurin sie ist. Seit 1998 betreut sie für die Robert Bosch Stiftung die Publikationen zu den Chamisso-Preisträgern.

**Ina Hartwig**, geboren 1963 in Hamburg, studierte Romanistik und Germanistik. Sie war Herausgeberin des *Kursbuch* (2002–2005), Gastprofessorin in St. Louis (USA) und in Göttingen sowie Literaturredakteurin der *Frankfurter Rundschau*. Sie lebt als freischaffende Autorin und Kritikerin u. a. für *Die Zeit* und die *Süddeutsche Zeitung* in Frankfurt a. M. Von 2006 bis 2010 war sie Mitglied der Jury für den Chamisso-Preis. 2011 wird sie mit dem Alfred-Kerr-Preis ausgezeichnet.

**Klaus Hübner** arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

**Dieter Lamping**, Jahrgang 1954, war Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an den Universitäten Wuppertal und München. Seit 1993 lehrt er in Mainz, 2008 war er Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies. Er ist Herausgeber

kommentierter Ausgaben der Werke von Rilke, Hofmannsthal, Kafka und Andersch, hat neben Aufsätzen und Essays zahlreiche Bücher vor allem zur Literatur der Moderne veröffentlicht. Zuletzt erschien *Die Idee der Weltliteratur. Ein Konzept Goethes und seine Karriere*.

**Nicol Ljubić**, 1971 in Zagreb geboren, ist als Sohn eines Flugzeugtechnikers in Schweden, Griechenland, Russland und Deutschland aufgewachsen. Er studierte Politikwissenschaften und arbeitet als freier Journalist und Autor. Für seine Reportagen wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Theodor-Wolff-Preis.

**Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

**Klauspeter Sachau** ist Grafiker und Literaturvermittler. Für den Verein für Literatur Dortmund leitet er das jährliche LesArt.Festival in Dortmund. In Zusammenarbeit mit dem Kulturbüro der Stadt Dortmund koordiniert er größere literarische Veranstaltungen, unter anderem auch 2007 die »Chamisso-Tage an der Ruhr« der Robert Bosch Stiftung und das Projekt »Viele Kulturen – eine Sprache« innerhalb der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010.

**Volker Weidemann**, 1969 in Darmstadt geboren, studierte Germanistik und Politikwissenschaft, war Kulturredakteur der *taz*, und wechselte 2001 zur neu gegründeten *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, deren Feuilleton er seit 2003 leitet. 2006 erschien *Lichtjahre*, seine kurze Geschichte der deutschen Nachkriegsliteratur, 2008 das *Buch der verbrannten Bücher* und 2010 die Biografie *Max Frisch – sein Leben, seine Bücher*.

**Impressum**

Herausgegeben von der  
Robert Bosch Stiftung GmbH  
Redaktion  
Irene Ferchl, Frank W. Albers  
Gestaltung  
röger & röttenbacher,  
Büro für Gestaltung, Leonberg  
Abbildungen/Fotos  
Christian Aschman (30/31)  
Gerrit Hahn/Dokumentarprojekt  
»this is« (25, 26, 27)  
Insel Verlag (19)  
Hannelore Landsberg (22)  
Yves Noir (1, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 15, 16, 17)  
Margot Prust (23)  
Staatsbibliothek zu Berlin/Handschriftenabteilung (24)  
RUHR.2010, Manfred Vollmer (33, 34, 35)  
Christof Weber (28, 29)

© 2011 bei den Autoren, Fotografen  
und dem Herausgeber  
Alle Rechte vorbehalten  
www.bosch-stiftung.de



УКРАЇНА



Місце в

BERL

Кількіст

ОДН

Тип/Typ

К

Прізвиду

ПІАС

Ім'я/Giv

ОСК

Homep

Passport No.

248829491

Україна

»Es ist schwierig für mich, jede Einzelheit zu benennen, die Einfluss hatte auf meinen Roman. Es sind Eindrücke, Anekdoten, Gedanken, Sätze, Begegnungen, die sich im Buch wieder finden. Insofern war die Reise ungemein wichtig für mich. Sie hat das gebracht, was ich mir erhofft hatte: ein klareres Bild von meiner Geschichte.«  
Nicol Ljubić über die Recherche für den Roman »Meeresstille«, erschienen 2010 bei Hoffmann und Campe

### Grenzgänger gesucht

Gesucht werden Autoren, die für eine geplante Veröffentlichung in deutscher Sprache eine Recherchereise in die Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas unternehmen möchten. Das Genre kann von literarischer und essayistischer Prosa, Fototextbänden, Kinder- und Jugendbuch über Drehbücher für Dokumentar- und Spielfilme bis zu Hörfunkbeiträgen reichen. Bewerbungen sind jährlich am 31. Oktober und 30. April möglich, entsprechende Unterlagen gibt es unter

[www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger](http://www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger)

Die Robert Bosch Stiftung stellt außerdem Fördergelder für Veranstaltungen mit Grenzgängern bereit. Schauen Sie auch in unseren aktuellen Veranstaltungskalender unter [www.bosch-stiftung.de/gg\\_veranstaltungen](http://www.bosch-stiftung.de/gg_veranstaltungen)

Robert Bosch **Stiftung**

МОВ/ОСТ

П.Е

УКРАЇНА